o. goun.
1957 C (2
Diezmann

Leichtes Blut.

Zweiter Band.

Leichtes Blut.

Roman

von

August Diezmann.

Zweiter Band.

Zweite Ausgabe.

Jena,
Hermann Costenoble.
1869.

Erstes Kapitel.

Es war ein nebelgrauer und nebelkalter Tag gewesen, und das Abenddunkel noch früher eingetreten, als es zu Ende des November bei klarem Himmel der Fall ist. Die Straßenlaternen waren früher als gewöhnlich angezündet worden, und ihr Licht schimmerte trüb und röthlich durch den Nebel, der in feinem rieselnden Regen niederging. Die wenigen Personen, die sich auf der Straße zeigten, gingen eilenden Schrittes dahin, verhüllt und ohne um sich zu sehen. Ich wünschte mir fast Glück, daß mich Niemand zu einem Kranken berief, und freute mich des Aufenthalts in dem behaglichen Zimmer, das ich an diesem Abende nicht zu verlassen gedachte. Ich hatte den Spiritus unter dem Kessel angezündet, um mir Thee zu bereiten. Das Wasser begann zu summen, und ich blickte gedankenvoll in die spielende blaue

Flamme. So traulich aber dies alles aussah, das rechte Wohlgefühl fehlte mir doch. Wie konnte es auch anders sein? Allein vor dem singenden Theekessel zu sitzen, und den Thee allein zu trinken, ist fast wie — allein tanzen. Nur im Kreise einiger weniger Freunde oder neben einer geliebten Person kann man sich an der eigenthümlich angenehmen Wirkung ergötzen, die der summende und singende Theekessel auf einem zierlich gedeckten Tische auf die Umhersitzenden hervorzubringen vermag.

Noch wallte das Wasser nicht, als die Klingel draußen an der Thür gezogen wurde. Gleich darauf trat ein Diener ein, dessen Gesicht kaum verdrießlicher aussehen konnte, als das meinige wahrscheinlich aussah. Er sagte, er habe den Auftrag, mir einen Gruß von der „Frau Generalin" zu bringen, und mir wörtlich zu sagen: „Ella sei auf der Durchreise bei ihr angekommen und bleibe nur bis zum nächsten Tage. Die Frau Generalin erwarte, daß ich nun doch ganz gewiß zu ihr kommen werde, sogleich und ohne förmliche Einladung."

Ich erschrak fast, als ich diesen theuern Namen hörte, und vernahm, daß die — Jugendfreundin

so nahe bei mir sei, daß ich sie sehen und sprechen könne, wenn ich wolle.

Der Diener stand, auf eine Antwort wartend, vor mir, und ich trug ihm endlich auf, seiner Herrin meinen Dank für die mir gemachte Mittheilung zu sagen. Ein Versprechen, zu kommen, gab ich nicht.

Der Mann ging, und ich war wieder allein, aber mit wie anderen Empfindungen als kurz vorher! Sollte ich gehen? Sollte ich die wieder sehen, der meine erste Zuneigung gegolten hatte? Ich schritt in großer Unruhe im Zimmer auf und ab, und bemerkte erst, daß ich den Thee ganz vergessen, als das Wasser in dem Kessel heftig dampfte, und zischend aus der Röhre heraussprudelte. Ich hatte kein Verlangen mehr nach dem anregenden Trank, war mir doch, als sei draußen, wie in mir, der Nebel gefallen, und als strahle dort wie hier der sommerlichste Sonnenschein.

„Folge ich der Einladung?" fragte ich mich nochmals. „Wage ich nicht zu viel," antwortete ich mir selbst, „wenn ich ihr nachkomme? Wird nicht die Liebe zu Ella mit aller Macht wieder erwachen? Werde ich mein Herz zu beherrschen vermögen? Aber — sie weiß jedenfalls, daß mir

ihre Ankunft durch die Freundin gemeldet wurde, die Meldung ist mit ihrer Genehmigung erfolgt, sie wünscht also, mich wieder zu sehen, sie erwartet mich, und ich beleidige sie, wenn ich sie nicht aufsuche. — Sie ist vielleicht auch gar nicht mehr hübsch," dachte ich bei mir, um mich zu ermuthigen, „und ich fürchte mich voreilig vor dem Verlieben. Es sind ja zehn Jahre fast vergangen, seit ich sie nicht gesehen habe."

So redete ich mir vor, bald um mir ab-, bald wieder um mir zuzureden, und während dies geschah, machte ich mich gleichwohl fast unwillkürlich bereit zum Gehen. Dabei sah ich auch wohl mehr als einmal in den Spiegel, ich band die Cravatte mehrmals, weil mir der Knoten immer nicht recht gelungen vorkam, und ich wendete überhaupt offenbar mehr Sorgfalt als gewöhnlich auf den Anzug. Der Mensch steckt ja so voll von Eitelkeit, daß sie ihm nicht selten, ehe und ohne daß er es ahnt, aus allen Poren heraustritt. Das Herz in mir klopfte dabei fortwährend in höchster Unruhe, fast, als sollte ich vor einen schweren Patienten treten. Oder war es die Ahnung, daß ich selbst schwer erkranken solle, die mir das Blut so heiß und rasch durch die Adern jagte? Endlich löschte ich das Licht aus, machte viel

langsamer als gewöhnlich die Thür zu, und ging auch langsam die Treppe hinunter. Ich suchte mir im Gehen das Bild Ella's, wie sie gewesen, als ich sie das letzte Mal gesehen, recht deutlich vor die Seele zu rufen, ohne daß es mir ganz gelingen wollte. Es stand immer wie in großer Ferne vor mir, so daß ich die Züge nicht deutlich erkennen konnte, nur die Umrisse der Gestalt, nur die blitzenden, großen, blauen Augen sah ich wie in der Wirklichkeit vor mir.

Endlich gelangte ich in dem Hause der Generalin an und ließ mich melden. Das Kammermädchen wies mich in ein anderes Zimmer, als das erste Mal.

Als ich eintrat, kam die Generalin, schöner und siegesbewußter als je, aus dem Nebenzimmer mit einer Dame. Der Schelmenzug um den Mund lächelte ganz auffallend, als sie mich bei der Hand nahm und zu der Dame geleitete, die ganz schwarz gekleidet war.

„Liebe Ella,“ sagte sie zu dieser Dame, „ich konnte mir es nicht versagen, Dir, wie ich glaube, eine Freude zu machen. Ich stelle Dir hier Deinen ersten Verehrer und Liebhaber vor.“

Die Dame kam durch diese neckenden Worte offenbar in große Verlegenheit; ich bemerkte, daß

sie erröthete, und abwechselnd bald die Freundin, bald mich ansah, den sie jedenfalls nicht erkannte.

Sie faßte sich indeß bald, und sagte freundlich: „Es thut mir leid, daß ich einen — Jugendfreund jedenfalls nicht sogleich wieder erkenne; aber die Ueberraschung, das Unerwartete...“

Die Generalin hatte also die Freundin auf mein Kommen nicht vorbereitet, ihr gar nicht gesagt, daß sie mir ihre Ankunft gemeldet.

„Nun, den ersten Liebhaber vergißt man eigentlich doch nie,“ sagte Sophie in dem früheren Tone zu der Freundin, deren Auge noch immer forschend auf mir ruhte. „Wenn ich Dich an die Tanzstunde erinnern wollte...“ fuhr sie fort.

„Herr Lenz?“ unterbrach die Dame rasch und lebhaft die Generalin, und in dem Tone, in welchem sie die Frage sprach, lag offenbar so viel, daß ich erkennen mußte, es sei Ella wenigstens nicht unangenehm, mich wieder zu sehen.

„Herr Doctor Lenz!“ setzte Sophie erläuternd mit einer neckischen tiefen Verbeugung hinzu. — „Siehst Du, daß man den ersten Liebhaber doch nicht vergißt?“

Ella reichte mir darauf sehr freundlich die Hand,

aber ehe ich etwas zu ihr von meiner Freude, sie zu sehen, sagen konnte, bemerkte Sophie:

„Mich rufen andere Pflichten, und ich muß Euch deshalb allein lassen. Setzt Euch zusammen! Ihr werdet einander gar viel zu erzählen haben, von sonstigen glücklichen Zeiten, von Sehnsuchts-schmerzen, was weiß ich? — Aber, Doctorchen," fuhr sie fort, und sie erhob lächelnd und drohend den Zeigefinger der rechten Hand, „vergessen Sie nicht, vergessen Sie nie, daß meine — arme Freundin eine verheirathete Frau ist! Auf Wiedersehen!" sagte sie dann noch, und sie hüpfte durch die Thür, aus welcher sie gekommen, hinweg.

Soll ich nun Ella beschreiben? Die meisten Leser haben gewiß Dannecker's Ariadne in Frankfurt gesehen und bewundert. So vollendet schön wie die Formen jenes Meisterwerkes waren die Formen Ella's. Ihre Augen aber kamen mir noch glänzender, herrlicher, geistiger, sinnender, träumerischer, schwärmerischer vor als sonst, da ich so oft bewundernd in diese schönen Augen blicken konnte.

Sie setzte sich, als wir mit einander allein waren, auf ein Sopha und winkte mir, auf einem Stuhle vor ihr Platz zu nehmen.

„Wußten Sie, daß Sie mich hier finden wür-

den?" fragte Ella, offenbar etwas verlegen und befangen.

„Die Frau Generalin war so freundlich, mir Ihre Anwesenheit melden zu lassen, gnädige Frau, aber ich würde Sie auch sofort wieder erkannt haben, wenn ich nicht vorbereitet gewesen wäre. Wie hätte ich jemals die Freundin vergessen können, deren — Freundlichkeit die Freude und der Stolz meiner Jugend war?"

Sie reichte mir nochmals die Hand, und ich konnte mich nicht enthalten, nach so langer Zeit wieder einmal lang und tief in die wunderbaren Augen zu blicken, die mich sonst entzückt hatten. Sie duldete es und sagte dabei:

„Ach damals! Damals war ich noch so glücklich!" setzte sie mit einem tiefen Seufzer hinzu.

„Sind Sie es jetzt *nicht*, gnädige Frau?" fragte ich mit wirklicher, ungeheuchelter Theilnahme, aber ich hörte doch auch, wenn ich ganz aufrichtig sein soll, jenen Seufzer nicht eben ungern, denn in allen Falten des armen Menschenherzens sitzen ja lauernde böse Dämonen. Ein solcher Dämon nur konnte es sein, der mir Hoffnungen zuflüsterte, als Ella sagte, daß sie *nicht glücklich* sei.

„Gegen den besten Freund meiner Jugend

darf ich mich gewiß, gleich bei dem ersten Wiedersehen nach langer Trennung, offen aussprechen," antwortete Ella. „Und so gestehe ich Ihnen denn, daß ich leider zu den Frauen gehöre, welche die Welt unzufriedene nennt, weil sie sich an einem gewissen Wohlstande und an geachteter Stellung in der Gesellschaft nicht genügen lassen. Das begreift die Menge nicht, welche Wohlstand und eine solche Stellung für das Höchste hält, das eine Frau wünschen und erstreben kann, und die nicht fühlt, daß eine Frau bei allem dem schmerzlich nach der Befriedigung geistiger Bedürfnisse verlangt und sich sehnt. Deshalb haben auch solche Frauen doppelt zu leiden: an diesem Sehnen nach dem, was zu ihrem Glücke fehlt, und an dem Verkanntwerden in ihrer Umgebung. Sie gehen, wenn ich mich so ausdrücken darf, durch das Leben, wie durch eine wasserlose, brennendheiße Wüste, gar oft dem Verschmachten nahe. Aber ich will jetzt nicht klagen, sondern mich freuen, daß es das Schicksal, wie ich hoffe, mit Ihnen besser gemeint hat."

„Besser, gnädige Frau?" entgegnete ich. „Ach nein! Ich habe jedenfalls noch mehr Ursache zur Unzufriedenheit als Sie, denn das Schicksal hat mir, wie Ihnen die Befriedigung geistiger Bedürfnisse, die Befriedigung des höchsten Bedürfnisses — meines Herzens versagt."

Ella verstand wohl, was ich meinte, denn sie lächelte, bald aber fuhr sie wieder ernst fort:

„Ein Mann kann schwerlich kaum ahnen, mit welchen Mühen und unter welchen Leiden eine Frau die Entwickelung und Ausbildung ihres ureigensten Selbst, ihres Geistes, sich erkaufen muß. Man verweist sie in den engen Kreis ihrer häuslichen Pflichten, verbietet ihr zugleich, darüber hinausgreifen zu wollen, und wenn sie dies doch bisweilen zu versuchen wagt, spricht man ihr sofort die conventionellen Tugenden der Weiblichkeit ab. Jeden Schritt, den sie in ihrer Geistes- und Charakterentwickelung thut, jeden Fortschritt in ihren Ueberzeugungen hat sie der verdächtigenden Macht des Vorurtheils abzugewinnen, und diese neidische, zerstörende Macht ist nirgends thätiger, wirkt nirgends vernichtender als in den Kreisen, in denen ich zu leben verdammt bin, in der Umgebung eines kleinen Hofes. Niemand hält es für möglich, daß eine Frau tadellos alle ihre häuslichen und anderen Pflichten erfüllen, und doch auch zugleich den Beruf in sich fühlen kann, mit dem Mann in Kunst und Wissenschaft zu wetteifern."

„Ich begreife und bemitleide solche Frauen gar wohl, aber gestehen muß ich Ihnen auch, daß

ein solcher Wetteifer doch immer gefährlich für die Frau ist, oder doch sehr leicht werden kann. Meiner Meinung nach muß nämlich ein schaffender Künstler die ganze Scala der Gefühle selbst durchempfunden haben, wenn er dieselben in seinem Werke mit treuer Wahrheit darstellen will. Die Frau aber, die ihm das nachthun wollte, würde allerdings, wie Sie sagen, aus den conventionellen Tugenden der Weiblichkeit heraustreten müssen. Die Wissenschaft dagegen hat leider die von ihr kaum abzusondernde nachtheilige Wirkung, daß sie denen, welche sich fleißig und hingebend mit ihr beschäftigen, ein Merkmal aufdrückt, an dem man ihre Verehrer sofort erkennt. Im gewöhnlichen Leben nennt man die so Gezeichneten — Pedanten. Eine Frau aber, die ein solches Merkmal an sich trägt, verliert mit demselben all ihren Reiz, gleichsam den zarten Schmelz der Weiblichkeit, der, einmal verwischt, nie wieder zu ersetzen ist."

„Lieber Lenz," antwortete Ella, die aufmerksam zugehört, aber bei meinen Worten mehrmals verneinend und lächelnd den Kopf geschüttelt hatte, „Sie malen da mit viel zu grellen Farben, und was Sie darstellten, ist eine — Carricatur. Aus den „Tugenden der ächten Weiblichkeit" soll und wird

eine rechte Frau nie und nimmermehr heraustreten, am wenigsten eine geistig gebildete und gekräftigte Frau. Aber innerhalb jenes, wenn auch beschränkten Kreises, und für diesen Kreis darf sie sicherlich auch sogar künstlerisch thätig sein. Ich bin überzeugt davon, daß auch da manches Schöne zu schaffen ist. Ein Künstler wird gewiß nicht dadurch groß, daß er seine Aufgaben aus weit entlegenen Gebieten holt. Sollte, um bei der Sache zu bleiben, über die wir eben sprachen, gerade die Schilderung einer Frau im Kampfe mit den sie umgebenden und umdrängenden Vorurtheilen nicht eine eben so anziehende Aufgabe sein, als die Schilderung eines Mannes in anderen Kämpfen? Und eignet sich diese Aufgabe nicht vorzugsweise für eine Frau, da ein Mann sie gar nicht lösen kann? Uebrigens, lieber Lenz," setzte Ella lächelnd hinzu, „erwähne ich dies nur eben als Beispiel, denn fürchten Sie nicht, daß ich als Schriftstellerin aufzutreten wünsche."

„Sie würden auch die Welt dadurch schon verletzen, daß Sie das Vorurtheil nennen, was für sie Gesetz und Sitte, ja Moral ist."

„Leider! Deshalb halte ich es schon für ein Glück einer solchen Frau, wenn sie gegen Jemand, der Verständniß dafür hat und ihr Theil=

nahme zeigt, frei und ungezwungen sich aussprechen kann. Es ist ihr dann, als wenn sie aus der dürren Wüste sich plötzlich in dichten Waldesschatten versetzt sähe, wo frisches Wasser in lebendigen Quellen hervorsprudelt. Wenn ich in meinem Kreise so zu sprechen wagte, wie ich gegen Sie, lieber Freund, es eben gethan, würde man sofort das „Kreuzige! Kreuzige!“ über mich ausrufen. Schon wenn ich ein historisches oder gar ein philosophisches Buch lesen will, muß ich es im Geheimen thun, so daß es ja Niemand erfährt, weil man sonst lachend die Achseln zuckt und mit Fingern auf mich weist. So verkehrt ist die Welt! Sie gestattet den Frauen die schlechtesten, ich meine die leichtfertigsten und unsittlichsten Romane zu lesen, aber sie verspottet grausam die, welche durch ein ernstes Buch sich bilden will.“

„Haben Sie schon lange an solchen Ansichten und Erfahrungen — gelitten?“

„Die Einsicht ist mir nur allmälig gekommen. Eine gewisse Unbehaglichkeit, ein Gefühl des Gehemmtseins, des Zwanges, der mich drückte, empfand ich allerdings schon längst, aber ich wußte mir anfänglich nicht recht klar zu machen, was dieses beengende Gefühl in mir errege. Es gab

eine Zeit, und sie liegt nicht gar weit hinter mir, da hoffte ich den Frieden der Seele und die Ruhe des Herzens, die ich suchte, in der Kirche finden zu können. Ich gab mir eifrigst Mühe, recht fromm zu werden, und zu glauben, ohne zu prüfen und zu untersuchen; ich würde sofort katholisch geworden sein, wenn man mir eine Bürgschaft hätte geben können, dann die ersehnte Ruhe zu finden. Ich konnte aber das Grübeln und Prüfen nicht unterdrücken, und fortwährend hatte ich mit Zweifeln zu kämpfen. Ich suchte den Umgang mit Geistlichen, hatte aber dabei jedenfalls Unglück, denn diejenigen, welche ich genauer kennen lernte, verleideten mir die Kirche, der sie dienen sollten. Dann wendete ich mich der Kunst, der Musik zu, weil ich hoffte, in ihr die Quelle zu finden, die meinen brennenden Seelendurst lösche. Das rechte Verständniß wurde mir da, wo ich leben mußte, leider mehr erschwert als erleichtert; die sogenannten Künstler, die ich mir zu nähern versuchte, wollten oder konnten mir nicht förderlich sein. Sie waren die prosaischesten Handwerker, keine Künstler, wie ich sie mir gedacht. Darauf folgte eine Zeit großer Gefahr für mich. Man schmeichelte meiner Eitelkeit, von welcher nun einmal jede Frau ihr Theil besitzt und besitzen muß, aber

mein — Stolz rettete mich, mein Verstand, welcher das Herz bereits zu beherrschen gelernt hatte. Ich bekämpfte die Versuchung durch sehr ernstes Studium, und dies brachte mir allerdings Rettung aus der Gefahr, aber es zeigte mir auch deutlicher und bestimmter die traurige Lage, in welcher eine Frau sich befindet, die über das Gewöhnliche sich hinausheben will. — Warum ich Ihnen diese meine Geschichte so ausführlich und so ganz aufrichtig erzähle, lieber Freund, fragen Sie sich vielleicht?" setzte sie traurig hinzu. „Damit Sie meiner Versicherung glauben, daß ich — nicht glücklich bin."

„Gnädige Frau," entgegnete ich, „das Glück läßt sich nicht suchen, nur finden. Die Suchenden flieht es. Gewiß wird es Ihnen aber einmal entgegentreten, wenn Sie es am wenigsten erwarten, und Sie dann mit seinen reichsten und schönsten Gaben überschütten."

Ich erfaßte bei diesen Worten zugleich ihre Hand und drückte einen heißen Kuß darauf. Die Hand, die sie mir nicht entzog, bebte leise unter meinen brennenden Lippen. Sie sah mich dabei mit einem Blicke ihrer schönen Augen an, der mir die Hoffnungen bestätigen zu wollen schien, welche der Dämon im Herzen mir zugeflüstert

hatte. Die Liebe, die ich in der schönsten Jugendzeit, vor fast zehn Jahren, zu dem erblühenden Mädchen empfunden hatte, kehrte mit aller Gluth des Mannes, der schönen Frau gegenüber, zurück. Eine unwiderstehliche Gewalt zwang mich, vor ihr auf das Knie zu sinken und ihr unverholen zu sagen, was ich für sie empfinde.

„Ella...!" begann ich, indem ich vor ihr niederkniete, ohne ihre Hand loszulassen.

Ehe ich aber weiter sprechen konnte, entzog sie mir erschreckt die Hand, stand rasch auf und flüsterte mir zu:

„Wir sind nicht allein! Es ist Jemand im Zimmer! Dort!"

Sie wies auf einen Vorhang, der sich vor einer Nische oder dergleichen in einer Ecke befand.

Ich war auch aufgesprungen, und horchte nach der angedeuteten Richtung hin.

Es herrschte die tiefste Stille in dem Zimmer, das nur von einer verhüllten Lampe matt beleuchtet war.

Da sah ich Ella an und sagte in etwas vorwurfsvollem Tone:

„Wir *sind* allein! Es ist Niemand außer uns hier, und es kann Niemand hier sein!"

„Doch! Doch! Ich hörte deutlich ein Geräusch,

das wie ein tiefer Seufzer klang, und der Vorhang dort bewegte sich. Ich habe es mit meinen Augen ganz deutlich gesehen," antwortete Ella, die sich ängstlich an meinen Arm hielt.

„Ich werde Sie von Ihrem Irrthum überzeugen," sagte ich in voller Zuversicht, daß Ella sich getäuscht haben müsse in Folge der Aufregung, in die sie durch Das, was ich gethan, versetzt worden, machte mich von ihr los, und ging nach der bezeichneten Stelle, dem Vorhange, hin.

„Sehen Sie her!" setzte ich hinzu, und ich faßte mit einer Hand den Vorhang, um ihn bei Seite zu ziehen.

In demselben Augenblicke fühlte ich an der Hand, die den Vorhang gefaßt hatte, einen stechenden Schmerz, wie von einem schneidenden Instrumente, aber ich ließ nicht los, und schob den Vorhang zurück.

Hinter dem Vorhange stand, zusammengekauert und an die Wand gedrückt, ein Mann, der ein dolchartiges Messer in der Hand hielt und eben aus seinem Verstecke hervorspringen wollte.

Ella stieß einen Schrei des Entsetzens und Erschreckens aus, und sank auf das Sopha.

Ich war, schon durch die Unterbrechung in meiner Liebeserklärung, nun durch die Verwun-

dung an der Hand und durch die Anwesenheit eines Fremden im höchsten Grade aufgebracht und erzürnt worden, griff nach dem Manne, der entfliehen wollte, faßte ihn mit all' der Kraft, welche mir der Zorn gab, zog ihn hervor, hielt ihm aber namentlich die Hand mit dem Messer fest, damit er dasselbe nicht etwa gegen mich brauche. Er sträubte und widersetzte sich auf's Aeußerste. Im Ringen stießen wir ein Tischchen mit Nippfiguren um, die zum größten Theile zerbrachen.

Wohl der Angstruf Ella's schon war in das Nebenzimmer gedrungen und hatte die darin befindliche Gesellschaft aufmerksam gemacht. Bei dem polternden Fall des Tischchens trat die Generalin mit Licht herein und dicht hinter ihr folgten drei Herren, die mir sofort zur Hülfe kamen, als sie mich so im Kampfe sahen, und den Mann bald zu Boden brachten und ihn da festhielten. Auch die Leute der Generalin stürzten mit noch mehr Licht herbei. Ich erkannte den Ueberwältigten und nun war mir mit einem Male Alles klar.

Ich zog noch einmal jenen Vorhang zurück. Hinter demselben befand sich, wie ich erwartet hatte, eine nischenartige Vertiefung in der Wand, und in derselben standen Bücher in Schweinslederband, jedenfalls „der Schatz" des Generals. Der

Ergriffene war kein anderer als Valter, der ohne Zweifel die ihm so werthvollen Bücher, die er suchte, zu stehlen beabsichtigt hatte, weil er sie in anderer Weise nicht erlangen konnte.

Schon während wir Männer noch mit den Gefangenen zu thun hatten, war zur Polizei geschickt worden. Die Generalin ihrerseits beschäftigte sich mit der Freundin und suchte sie zu beruhigen. Auch ich trat zu ihr.

„Mein Gott! Lenz, Sie bluten!" rief mir Ella besorgt zu und deutete auf meine Hand. Sofort nahm sie auch ihr Taschentuch und band dasselbe mir um die zum Glück nur leicht verwundete Hand.

„Sehen Sie den Menschen an," sagte ich zu Ella, „vielleicht erinnern Sie sich seiner und daß er uns schon einmal erschreckt hat."

„Uns?" fragte sie verwundert.

„Ich durfte Sie aus der Tanzstunde nach Hause begleiten; eines Abends bei dem Abschiednehmen an Ihrer Thüre..."

„O, jenes Entsetzens erinnere ich mich noch recht wohl. Aber wie kommt dieser Mann hierher?"

„Das wird hoffentlich die Untersuchung an's Licht bringen."

Die Herren, welche den Gefangenen bewachten, hatten ihn schon zu wiederholten Malen gefragt, wie er in das Haus hereingekommen sei, und was er da gesucht habe, aber er verharrte in verstocktem, hartnäckigem Schweigen.

Unterdeß kam der Polizeicommissar mit zwei Dienern. Er nahm den Ergriffenen in Empfang und stellte auch an Ort und Stelle ein vorläufiges Verhör mit ihm an.

Dem „Herrn von der Polizei" gab er ohne Weigern, wenn auch kurze und mürrische, Antworten. Er nannte ohne Weiteres seinen Namen und seine Heimath, und als er gefragt wurde, was er beabsichtigt habe, als er sich in das Haus eingeschlichen, erwiederte er, er habe zwei Bücher aus der hinterlassenen Bibliothek des Herrn Generals — borgen wollen.

„Haben Sie Mitschuldige?" fragte der Polizeicommissar.

„Nein."

„Von wem wußten Sie, daß die Bücher, die Sie suchten, sich in dem Hause befänden, und wo sie verwahrt würden?"

„Von dem Diener der Frau Generalin," antwortete der Mann ohne Zögern.

„Der Mensch lügt! Ich sehe ihn hier zum ersten

Mal!" antwortete der Diener, der rasch und erbittert vortrat und seine Aussage mit allen möglichen Betheuerungen bekräftigte.

„Mir selbst hat er es allerdings nicht gesagt," meinte Valter, denn er war es, „sondern einem meiner Freunde."

„Wer ist dieser Freund?" fragte der Polizeicommissar.

„Den werde ich nicht nennen," antwortete Valter.

„Ein Mann," erzählte dagegen der Diener, „den ich bisweilen in einem Wirthshause gesehen hatte, dessen Namen ich aber nicht kenne, machte sich, wie ich mich nun erinnere, an mich und fragte mich nach den alten Büchern, welche der Herr General hinterlassen habe, ob die Frau Generalin sie hier habe und wo dieselben sich befänden. Ich sah nichts Böses darin, ihm die Fragen zu beantworten, wenn es mir auch in der That etwas auffiel, daß der Mann nicht ruhte, bis ich ihm Alles ganz genau beschrieben hatte. Wie hätte ich auch vermuthen können, daß Jemand diese alten „Scharteken," wie die Frau Generalin sagt, stehlen wolle?"

„Sie kennen den Namen des Mannes nicht?" fragte der Polizeicommissar den Diener.

„Nein! aber er dürfte leicht zu ermitteln sein."

Der Bücherdieb wurde darauf gefragt, wie er in das Haus gekommen, und er erzählte: er habe zur Ausführung seines Planes den heutigen nebeldunkeln, naßkalten Tag benutzen zu müssen geglaubt, sich deshalb in den Garten geschlichen und da sich versteckt gehalten, bis er die rechte Zeit ersehen, durch ein halb offen gebliebenes Fenster in das Zimmer einzusteigen, neben dem, in welchem, wie er nach der ihm gewordenen Mittheilung gewußt, die Bücher aufbewahrt würden. Aus jenem Zimmer habe er leicht in das Bücherzimmer gelangen können, weil die Thür nicht verschlossen gewesen. Hier habe er sehr bald die Bücher hinter einem Vorhange gefunden und dann seine Laterne angezündet, um diejenigen zu suchen, welche er zu besitzen gewünscht. Da habe er plötzlich Geräusch gehört, seine Laterne wieder ausgelöscht und sich selbst hinter den Vorhang zusammengekauert. Ein Mädchen habe eine Lampe gebracht und auf den Tisch gestellt. Er sei eben Willens gewesen, aus seinem Versteck und dem Zimmer sich zu entfernen, weil sein Aufenthalt da nicht mehr ein sicherer gewesen, als ein Herr in das Zimmer getreten, den er recht wohl erkannt — Valter sah und deutete auf mich — Gleich darauf sei auch die

Frau Generalin mit einer anderen Dame aus einem anstoßenden Zimmer hereingetreten und habe dieser Dame jenen Herrn vorgestellt, beide aber sehr bald allein gelassen. Auch diese Dame habe er erkannt und es sei ihm in seinem Versteck sehr unheimlich und wunderlich zu Muthe geworden. Der Herr und die Dame hätten dann lange mit einander gesprochen und die Art, wie sie sich gegen einander bei ihrem Beisammensein verhalten, habe ihn so gewaltsam an sein — Unglück erinnert, das dem Herrn sehr wohl bekannt sei, daß er einen Seufzer der Verzweiflung nicht zu unterdrücken vermocht. Der Seufzer habe die Dame aufmerksam gemacht und so zu seiner Entdeckung geführt.

„Wo ist die Laterne? fragte der Polizeicommissar.

„Sie wird noch hinter dem Vorhang sein," antwortete Valter.

Man ging dahin und fand da eine kleine Diebslaterne, die einer der Diener der Polizei an sich nahm, wie auch das Messer, welches dem Gefangenen früher schon entwunden worden war.

Als Valter endlich abgeführt werden sollte, verrieth er seinen böswilligen Charakter noch durch eine Bemerkung, die er im Tone der häßlichsten Schadenfreude an mich richtete. Er sagte nämlich:

„Ich bin in den Händen der Behörde und habe meinen Zweck wiederum nicht erreicht. Wenn mich etwas darüber zu trösten vermöchte, so ist es der Umstand, daß ich doch ein zärtliches Rendez-vous störte."

Als Ella dies hörte, wendete sie ihr erröthendes Gesicht ab, und die Generalin flüsterte mir zu:

„Ich bedaure Sie... Aber ich habe Sie doch — gewarnt, Doctor!"

Der Gefangene wurde abgeführt und der Commissar sagte zu mir:

„Es thut mir leid, Herr Doctor, aber Sie werden wie der Diener da vor Gericht erscheinen müssen, um weitere Auskunft zu geben."

Dann empfahl er sich.

„Armes Doctorchen," sagte die Generalin zu mir, „Sie sind schwer verwundet — an der Hand, meine ich," setzte sie lächelnd hinzu.

„Nur leicht, und so gut verbunden," entgegnete ich, auf das Taschentuch Ella's deutend, das um meine Hand geschlungen war, „daß diese Wunde bald wieder heilen wird."

„Liebe Ella," fuhr Sophie fort, „und meine Herren," wendete sie sich an die Umherstehenden, „in diesem schauerlichen Zimmer können wir nicht

bleiben. Kommen Sie Alle herüber zu mir und bemühen wir uns, das Geschehene zu vergessen."

Sie ging vor uns her in das Zimmer, aus dem sie gekommen war und wir Alle folgten ihr, aber es dauerte ziemlich lange, ehe sich eine gewisse Heiterkeit, ja nur eine Art von Behaglichkeit einstellte. Die Generalin vergaß auch, mich mit den anwesenden Herren bekannt zu machen, unter denen sich ein mir Fremder befand. Einer war der junge Gerber, der sich besonders angestrengt hatte, den Dieb zu überwältigen und festzuhalten, jetzt aber sich immer in nächster Nähe der Generalin zu befinden suchte, und der Zweite ein mir wohlbekannter reicher Kaufmann, der aus jüdischem Blute stammte, noch ziemlich jung war, aber bereits eine große Platte hatte, und, wie die ganze Stadt wußte, namentlich allen hübschen Schauspielerinnen und Sängerinnen den Hof machte. Der Dritte war eben der Fremde, ein schon ziemlich bejahrter Mann.

Man kam in dem Gespräche unwillkürlich immer wieder auf den kecken Einbruch zu reden, und da der Dieb gesagt hatte, er kenne mich recht wohl, so mußte ich erzählen, was ich von ihm wußte. Die Generalin lachte laut auf, als ich ihr mittheilte, worin das Unglück des Mannes

bestehe, von dem er gesprochen und aus welchem Grunde er die Bücher stehlen wollte.

„In diesem Falle ist es wohl einer der sonderbarsten und merkwürdigsten Diebstähle, die vorgekommen sein mögen," meinte der junge kahlköpfige Courmacher.

„Ich, meines Theils, kenne doch einen noch merkwürdigeren," bemerkte dagegen der Fremde, „einen, den man an mir selbst nicht blos versucht, sondern wirklich ausgeführt hat. Mir hat man nämlich meinen Namen gestohlen!"

„Den Namen?" fiel der junge Gerber ein, „das ist ja gar nicht möglich."

„Wunderlich muß das zugegangen sein," sagte die Generalin. „Erzählen Sie uns die Geschichte, Herr Baron!"

„Mein Freund da, dem ich die Ehre verdanke, in dem Hause unserer liebenswürdigen Wirthin eingeführt worden zu sein," begann der Fremde, und er zeigte auf den Glatzköpfigen, „weiß, daß ich früher in Militärdiensten stand. In einem der letzten Kämpfe in Frankreich wurde ich schwer verwundet, blieb auf dem Schlachtfelde liegen und verlor wahrscheinlich bald das Bewußtsein, denn ich weiß durchaus nicht, was mit mir geschehen ist. Jedenfalls fanden mich Marodeurs und plünder-

ten mich aus, denn als man mich später aufhob, war ich fast ganz unbekleidet und völlig erstarrt. Alle meine Habseligkeiten und alle meine Papiere, die ich bei mir gehabt, waren ebenfalls verschwunden. Als man die Todten begrub, glaubten mitleidige Seelen zu bemerken, daß noch etwas Leben in mir sei, und die Barmherzigen brachten mich in ein Hospital. Da mußte ich lange, lange in schwerer Krankheit liegen. Als ich endlich genesen war, wurde ich entlassen und kehrte in das Vaterland zurück, wo ich meinen Abschied erhielt.

„Es vergingen dann viele Jahre, da erzählte mir in dem Städtchen, in welchem ich meinen Aufenthalt genommen hatte, ein Handelsreisender, den ich kennen lernte, daß ein Herr meines Namens im mittleren Deutschland lebe; er habe sich vor einiger Zeit dort mit der Tochter eines sehr reichen Mannes verheirathet; wahrscheinlich sei er einer meiner Verwandten. Ich wußte aber sehr bestimmt, daß es einen Mann meines Namens in Deutschland nicht mehr gebe, weil unsere Familie, die immer auch nur in Norddeutschland ansässig gewesen ist, bis auf mich ausgestorben, und ich der Letzte und Einzige meines Stammes war. Ich ahnte sogleich nichts Gutes. Vielleicht hatte Jemand, dem meine Papiere in

die Hände gefallen waren, meinen Namen angenommen und sich bei der Namensanmaßung auf die Papiere in seiner Hand gestützt. Gleichwohl ließ sich kaum glauben, daß irgend Jemand in Deutschland einen so kecken Diebstahl zu begehen wagen könne, weil er ja immer fürchten mußte, leicht entdeckt und entlarvt zu werden.

„Seitdem ich die seltsame Mittheilung erhalten, war meine Ruhe verschwunden, und es drängte und trieb mich unablässig, jenen „Namensvetter" aufzusuchen, um die Lösung des geheimnißvollen Räthsels zu finden. Sie mußte mir ja die Bekanntschaft entweder mit einem Verwandten, mit einem vielleicht vergessenen Zweige unserer Familie, oder mit dem — Diebe meines Namens bringen. Ich unternahm später in der That eine solche Entdeckungsreise. Bei der mir gewordenen genauen Angabe und Beschreibung des Ortes, in welchem jener „Namensvetter" leben sollte, war diese Entdeckungsreise keine eben schwierige. Ich gelangte auch bald genug nach jenem Orte, einem hübschen Dorfe mit einem schloßähnlichen großen Gebäude darin. Als ich fragte, wie der Besitzer dieses Hauses heiße, nannte man mir — meinen Namen.

„Meine Neugierde war nun auf das Aeußerste

gespannt. Ich ließ dem Herrn anzeigen, ein Fremder, der ihm seinen Namen selbst nennen würde, wünsche ihn zu sehen und zu sprechen, und ich wurde bald eingeführt und vorgelassen.

„Als mir jener Herr entgegenkam, blieben wir Beide gleich entsetzt vor einander stehen. Keiner fand sogleich Worte, seine Gefühle auszusprechen. Ich erkannte den, welcher so vor mir stand, augenblicklich. Wir waren von frühester Jugend an die besten Freunde gewesen, hatten in einer und derselben Compagnie gedient, sehr jung die Kriegsstrapazen mit einander getheilt, nie ein Geheimniß vor einander gehabt und uns stets wie Brüder behandelt und geliebt.

„Mir gab der Unwille über das, was mir ein solcher Freund gethan hatte, zuerst Worte; aber erlauben Sie mir, über die peinliche Scene zu schweigen, die darauf folgte. Der Freund hatte, als ich gefallen und er mich für todt gehalten, meine Papiere, die er sehr genau kannte, an sich genommen, gewiß zunächst in keiner bösen Absicht. Nun aber hatte er unter meinem Namen wirklich eine Frau genommen, und er hatte Kinder, die meinen Namen trugen. Wenn ich an all' das denke, schwindelt mir jetzt noch der Kopf. Ich bin auch überzeugt, daß, wenn derselbe falsche

Freund mich um Verzeihung gebeten, mir seine Frau, seine unschuldigen Kinder vorgestellt hätte, ich ihn ruhig in Besitz alles dessen gelassen haben würde, was er hatte und was ihn sehr glücklich zu machen schien. Schwerlich hätte ich die Papiere zurückverlangt, da ich schon längst mich an den Verlust gewöhnt und über denselben an der rechten Stelle Anzeige gemacht hatte. Mein unerwartetes Erscheinen aber, da er mich für todt hielt, meine erste etwas heftige Anrede an den „Namensdieb", und meine Drohung, die Sache bei der Behörde zur Anzeige zu bringen, mochten ihn ganz aus der Fassung gebracht haben, denn er übergab mir ohne langes Weigern alle meine Papiere. Der Bedauernswürdige mochte sich seine verzweifelte Lage recht grell vorstellen, und bedenken Sie nur, wie schrecklich sie für ihn und mehr noch für seine Familie werden mußte, wenn die Sache ruchbar wurde! Wenn er Strafe erhielt für das, was er gethan! Wenn er, wenn seine Frau und seine Kinder den falschen Namen, den Adel ablegen mußten! Ich dachte mich selbst so lebhaft an seine Stelle, daß ich in dem Hause nicht lange bleiben konnte und mich so schnell als möglich entfernte, natürlich ohne Anzeige zu machen.

„Wie er Alles aufgenommen, was er darauf

gethan hat, was aus ihm und den Seinigen geworden ist, weiß ich nicht, denn ich hütete mich wohl, mich darnach zu erkundigen, weil ich fürchtete, Trauriges zu erfahren. Jetzt aber kann ich nicht länger widerstehen; ich muß erfahren, was aus seiner Familie geworden ist. Deshalb habe ich mich aufgemacht, sie zu suchen und ihr — beizustehen, wenn es nöthig sein sollte."

„Das ist ja grauenhaft!" sagte die Generalin, als der Erzähler geendet hatte. „Aber zu welchem Zwecke hatte der Mann seinen eigenen Namen mit einem andern, mit dem Ihrigen vertauscht?"

„Ursprünglich, wie ich glaube, nur zu einem leichtsinnigen, nicht überlegten Scherze, den er später festhielt und festhalten mußte, weil er unter dem falschen Namen in die Familie seiner Braut sich eingeführt hatte, und weil er die Tochter vom Hause wahrscheinlich nur wegen dieses adeligen Namens zur Frau erhielt."

„Da haben wir wieder eine der traurigen Folgen des Heirathens!" scherzte Sophie. „Aber sprechen wir nicht mehr von solchen unangenehmen Dingen, und lassen Sie uns Alles vergessen, was diesen Abend über geschehen ist!"

Ich meines Theils glaubte diesen Uebergang in der Gesellschaft benutzen zu müssen, um mich zu

verabschieden. Die verwundete Hand begann zu schmerzen, was ich bis dahin zu verheimlichen mich bemüht hatte. Ich schützte vor, daß ich sie verbinden müsse, und empfahl mich.

Die beiden Damen begleiteten mich aus dem Zimmer, doch kehrte die Generalin alsbald dahin zurück, nachdem sie scherzend versichert hatte, sie werde, um mich über die — Unterbrechung des Rendez-vous und über die Verwundung möglichst zu trösten, meine Sache nach besten Kräften bei der Freundin führen.

Ella blieb allein zurück, und als sie mir zum Abschiede die Hand reichte, drückte ich nochmals einen leidenschaftlichen Kuß darauf. Die Art, wie sie meinen Druck ihrer Hand erwiederte, und der Blick, mit dem sie mir in die Augen sah, ließ mich wohl erkennen und — hoffen, daß auch sie fühle, es sei in unsere Herzen ein Funke gefallen, der zur verzehrenden Flamme wachsen und sich entwickeln könne.

So schieden wir, und ich drückte das Taschentuch Ella's, mit dem meine verwundete Hand verbunden war, wie ein rechter Verliebter, an mein Herz.

Der Proceß Valter's machte das größte Aufsehen in der Stadt und bildete lange den fast ausschließlichen Gegenstand des Gesprächs in allen Kreisen. Man erzählte die allerseltsamsten und wunderlichsten Dinge davon. Der Eine wollte wissen, der alte General habe wirklich ein zauberhaft wirkendes Geheimmittel besessen, durch dessen Anwendung es ihm auch allein möglich geworden sei, seine schöne junge Frau für sich zu gewinnen, und der Dieb habe nach diesem Mittel gesucht. Ein Anderer meinte, der General habe Geldpapiere in seinen alten Büchern versteckt, denn Geld — Gold — sei doch der sicherste Schlüssel zu jedem weiblichen Herzen. Ein Dritter wollte, aus der sichersten Quelle, wissen, der Dieb habe die Generalin bei einer zärtlichen Scene mit einem ihrer Verehrer überrascht; und dies glaubte man am liebsten, weil man ja jeder Frau, die wie Sophie aus der gewöhnlichen Lebensweise heraustritt, und namentlich in Männergesellschaft sich wohler befindet, als im Kreise gewöhnlicher Frauen, schnellfertig jede Sünde zuschreibt.

Alle Augenzeugen bei dem Vorgange mußten vor Gericht erscheinen, auch die Generalin selbst und ihre Dienerschaft, namentlich der Bediente. Auch ich hatte mehrere Verhöre zu bestehen und

mußte umständlich über den Besuch berichten, den Walter vor einiger Zeit bei mir gemacht hatte. Man forschte ferner nach demjenigen, welcher den Diener der Generalin, jedenfalls im Auftrag des Diebes, ausgeforscht haben sollte, und dessen Namen dieser selbst zu nennen hartnäckig sich weigerte.

So trieb jener Vorgang seine Wellen in nähere und entferntere Kreise. Wie ich erfuhr, war sogar Ella durch das Gericht ihres Wohnortes vernommen worden, und endlich brachte die Sache auch Trauer und Entsetzen in die stille, glückliche Ehe Engel's. Man ermittelte nämlich, daß jener Aushorch kein Anderer gewesen sei, als der Vater Lorchen's, den man dann als Mitschuldigen gefänglich einzog. Zwar vertheidigte er sich mit der Versicherung, er habe den Büchernarren, der Walter sei, wie er wisse, nur in wissenschaftlicher Hinsicht einen Gefallen thun und einen Nachweis geben wollen, als er sich nach den Büchern erkundiget. Walter selbst hätte den Nachweis sich nicht verschaffen können, nachdem die Frau Generalin seine ersten bittenden Versuche stolz abgewiesen, und verdächtig würde es vielleicht erschienen sein, wenn er als Fremder bei dem Diener nach — Büchern sich erkundigt. Daß Walter die Absicht ge-

habt habe, Bücher zu stehlen, habe er durchaus nicht erwartet und vermuthet, nicht einmal geahnt. Man hielt ihm dagegen ein, daß eine solche Absicht bei Valter, dessen Narrheit er gekannt, doch sehr nahe gelegen, und da der Alte überdies nicht leugnen konnte, für seine Mühe Geld von Valter erhalten, also aus Habsucht und Eigennutz gehandelt zu haben, so wurde seine Lage eine ziemlich gefährdete. Die des Diebes selbst ward natürlich dadurch verschlimmert, daß er ein Dolchmesser bei sich gehabt und mich damit verwundet hatte. Ich sagte zwar, der Wahrheit gemäß, aus, daß ich nicht wisse, ob er mich absichtlich verwundet, ob er mit dem Dolch nach meiner Hand gestoßen, als sie den Vorhang gefaßt, damit ich loslasse nnd er vielleicht nicht entdeckt werde, oder ob er den Dolch nur vor sich gehalten, gleichsam zur Vertheidigung, wenn er angegriffen werden sollte, und ob ich zufällig in die Spitze desselben gefaßt habe. Alles dies konnte aber den Grad seiner Strafe nur wenig mindern. Ich deutete ferner dem Gericht an, daß Valter höchst wahrscheinlich nicht völlig zurechnungsfähig sei, weil er wirklich an Zauberei und Zaubermittel glaube, und weil er schon in seiner Jugend an einer gewissen Geistesstörung gelitten, wie der Vorgang in der Schule

beweise, den ich erzählte. Daß er durch Verzweiflung über seine abschreckende Häßlichkeit und durch die Folgen derselben, über welche er fortwährend klage, halb um den Verstand gekommen, glaubte ich auch als einen Beweis seiner Geistesstörung annehmen zu dürfen. Kurz, ich that Alles, was in meinen Kräften stand, um das Schicksal des Unglücklichen zu mildern, trotzdem ich mich mehrfach über ihn zu beklagen hatte.

Tiefer und inniger, als mit ihm, war freilich mein Mitleiden mit Engel und Lorchen. Die arme junge Frau vergoß die bittersten Thränen und wollte sich durchaus nicht trösten lassen, und zwar wegen des Schicksals ihres Vaters, den sie fort und fort mit kindlicher Liebe zugethan geblieben war, obgleich er sie so kalt und hartherzig behandelt hatte, wegen der Schande, die, wie sie sagte, durch ihn auf sie falle, vor Allem aber wegen der Schande, die von ihr auf ihren Mann übergehen werde, den sie fast anbetete. So sehr sie von seiner Liebe zu ihr überzeugt sein mußte, ließ sie sich doch nicht ausreden, daß er nun bereuen werde, sein Schicksal mit dem ihrigen verbunden zu haben, weil, wenn auch sein Fortkommen in der Welt nicht gehindert werde, doch ein Tropfen sehr bittern Wehs in ihre Freuden gefallen sei, und er sich

immer werde sagen müssen, er habe die Tochter eines Diebeshelfers zur Frau. Die Reinheit seines Glückes sei dadurch vergiftet. Das fühle sie, wenn er es auch nicht zugeben wolle und das Gegentheil betheuere.

„Ach!“ sagte sie eines Tages im heftigsten Schmerze zu mir, und sie begann krampfhaft zu weinen, „unser armes, unschuldiges Kind! Das sollte unser Glück vollenden, und nun? Sein Großvater sitzt im Gefängniß, vielleicht im Zuchthause Ach, mein Gott! mein Gott! Engel wird das Kind gar nicht ansehen können, ohne daran zu denken!“

Zweites Kapitel.

Im nächsten Winter waren die Gesellschaften im Hause der Generalin von Weilen die glänzendsten und gesuchtesten der Stadt. Wer in diesem Hause nicht verkehrte, durfte keine Ansprüche darauf machen, zur eleganten Welt gezählt zu werden. Schwer war es indeß nicht, Zutritt zu erhalten. Zu denen, welche am eifrigsten um die Gunst der schönen Frau sich bemüheten, gehörte der junge Gerber, der Alles aufbot, einen freundlichen Blick oder ein Lächeln von ihr zu gewinnen. Ich muß indeß der Wahrheit gemäß bekennen, daß sie den jungen Mann nichts weniger als bevorzugte. Dazu war er ihr jedenfalls zu unbedeutend. Sie duldete seine Huldigungen mehr als daß sie ihr Freude machten; sie nahm sie hin als etwas ihr Gebührendes. Je zurückhaltender und kälter sie sich aber gegen ihn bewies, um so höher

steigerte sich sein Bestreben ihr zu gefallen. Einen Tag kaum ließ er vergehen, ohne daß er ihr wenigstens ein kostbares Bouquet von den seltensten und deshalb theuersten Blumen sandte. Einmal veranstaltete er eine große Schlittenfahrt mit Musik auf seine Kosten. Die Kutscher und Vorreiter ließ er phantastisch herausputzen. Am Ziele der Fahrt wurden Speisen und Getränke, so wie zur Rückfahrt Fackeln bereit gehalten. Die Freunde und Bekannten, die er dazu einlud, wählte er vorzugsweise aus dem Kreise der Generalin und er hielt sich für hochbelohnt und vollbeglückt, da sie selbst ihm versprach Theil zu nehmen. Für seinen höchsten Triumph und für die süßeste Belohnung aber sah er es an, daß sie ihm sogar die Bitte gewährte, von ihm sich fahren zu lassen.

Dieser „Triumph" kostete mehrere hundert Thaler, die der alte Gerber bezahlte, weil es seinem Stolze wohlthat, daß ein Theil der vornehmen und adeligen jungen Welt in der Stadt von seinem Sohne eingeladen und bewirthet worden sei.

Mir mißfiel an den Gesellschaften im Hause Sophiens sehr, daß nicht gar selten auch gespielt wurde und die Frau vom Hause selbst mitspielte.

Mehrere ihrer reichen Anbeter glaubten ihr eine besondere Freude zu bereiten oder wohl gar ihre Gunst zu erwerben, wenn sie dafür sorgten, daß sie gewinne. Sie waren so verliebt, d. h. so thöricht, absichtlich sogar schlecht zu spielen, um diese ihre Absicht zu erreichen. Weil sie sahen, daß Sophie sehr heiter war, wenn das Glück sie so begünstigte, so meinten die Thoren, diese Heiterkeit sei eine Folge der Freude über den Gewinn, über das Gold, das sich vor ihr ansammelte; es war aber doch nur ihre Freude über die Thorheit der Narren und über das Gelingen ihres bekannten Planes gegen die Männer.

Auch an diesem Spiel nahm der junge Gerber regelmäßig und zwar mit Leidenschaft Antheil, und weil er eben in blinder Leidenschaft befangen war, verlor er meist, sowohl an die Generalin, als an andere Mitspielende, häufig sogar ziemlich ansehnliche Summen. Da er nun Geld in so hohen Beträgen nicht immer sogleich von seinem Vater erhalten konnte, nahm er nicht selten seine Zuflucht zu habgierigen Wucherern, und so gerieth er allmälig in große Schulden, die ihm wohl auch zu drücken anfingen. Er scheute sich dann nicht, Anweisungen auf seinen Vater auszustellen, die jene Wucherer ihm wohl abkauften, weil sie wußten,

daß der alte Gerber ein reicher Mann sei, die aber doch nur mit hohem Discont in baares Geld umzusetzen waren. Michel Gerber bezahlte in der That auch diese Anweisungen seines Sohnes einige Zeit lang, nach und nach freilich mit einigem Kopfschütteln, denn sein Geldbeutel fing an es zu empfinden, daß die Bildung, die sein Sohn in der Universitätsstadt erhielt, sehr viel Geld koste. Er wurde sonach einigermaßen bedenklich, und kam gegen das Frühjahr selbst in die Stadt, um sich zu erkundigen, ob denn das Alles so sein müsse und ob zu dem Studiren wirklich so viel Geld gehöre, als sein Sohn brauche. Freilich schmeichelte es auch wieder seinem Bauernstolze, wenn er hörte, daß sein Sohn jedenfalls der flotteste Student sei, dem es kein Anderer gleich thue und gleich thun könne.

Ich begegnete ihm auf der Straße und veranlaßte ihn, mich in meine Wohnung zu begleiten.

„Herr Gerber,“ sagte ich da nach einiger Zeit zu ihm, „erinnern Sie sich wohl der Worte, die ich gegen Sie sprach, als wir unsere liebe Martha begraben hatten, und Sie äußerten, Sie würden doch auch dem Sohne Bildung geben lassen; er habe Ihre Natur und würde sicherlich daran nicht sterben.“

„Nein, Herr Lenz,“ antwortete Michel, der ziemlich alt geworden, aber noch sehr rüstig war. „Ich sagte Ihnen damals, wie Martha's Unglück die Bildung geworden sei, könnte das Unglück des Sohnes — das Geld werden. Ich wiederhole Ihnen jetzt diese Worte als — Warnung.“

„Ich lasse es ihm an Geld nicht fehlen, Herr Lenz,“ entgegnete er. „Ich hab's ja,“ setzte er hinzu, aber bei Weitem nicht in so übermüthigem Tone wie sonst.

„Das eben ist's, Herr Gerber,“ fuhr ich fort. „Bildung kann man nie zuviel haben, und je mehr man davon hat, um so höher schätzt man ihren Werth. Mit dem Gelde ist's gerade das Gegentheil. Man kann mehr davon haben, als man zu seinen wirklichen Bedürfnissen braucht; dann verliert es seinen Werth für alle Die, welche nicht vom Geiz besessen sind. Je werthloser aber das Geld für Jemanden ist, desto rücksichtsloser giebt er es hin, ja wirft er es von sich, und das Geld, das man über seine Bedürfnisse hinaus zu irgend welchen selbstsüchtigen Zwecken ausgiebt, dient der Leidenschaft, führt dann zur Sünde und endlich zur — Schande. Zur Leidenschaft hat das Geld Ihren Sohn bereits geführt, wahren Sie ihn vor der Sünde und vor der — Schande.“

„Herr Lenz, Sie erschrecken mich,“ sagte Michel Gerber in einem Tone, der mir verrieth, daß er mich nicht ganz verstanden hatte.

Ich hielt es deshalb für meine Pflicht, den Vater Martha's von all' den Thorheiten zu unterrichten, die sein Sohn begangen hatte und noch immer beging, ihm mahnend vorzuhalten, daß der Weg, auf dem der Sohn sich befinde, zu einem erwünschten Ziel nicht führen werde, und deshalb die eben so wohlmeinende als dringende Bitte hinzuzufügen, die Verschwendung des jungen Mannes künftig nicht mehr so wie bisher zu unterstützen. Daß er einen reichen Vater hat, sagte ich, ist hinlänglich bewiesen, wenn es bewiesen werden mußte; es möge die Stadt nun auch erfahren, daß dieser Vater nicht nur ein reicher, sondern auch ein verständiger Mann ist.

Michel Gerber sah mich zwar mit großen verwunderten Augen an, überzeugt aber schien er noch nicht zu sein, daß es zum Verderben des Sohnes gereichen werde, wenn er sein bisheriges Leben länger fortsetze. Ich erkannte wohl, daß es dem Bauer schmeichelte, als er hörte, der Sohn gehe fast nur mit „Vornehmen“ um, und daß er sich gar nicht wunderte, es vielmehr ganz natürlich fand, wenn solcher Umgang Geld, sogar viel

Geld koste. Er schmunzelte geradezu, als ich ihm von des Sohnes Blumenverschwendung an die Generalin erzählte.

„Das ist wohl so Mode, Herr Lenz?" fragte er.

„Nur unter verliebten Thoren," antwortete ich.

„Verliebt ist mein Junge und in eine Generalin?" fragte Michel mit lächelndem Staunen. „Die ist aber wohl sehr alt?" setzte er hinzu.

„Sie ist eine junge und sehr schöne Wittwe."

„I nu..., in diesem Falle," begann Michel ziemlich heiter, aber er vollendete den Satz nicht.

„Sie ist aber auch eine Kokette, die ihre Freude daran hat, in den Männern heftige Leidenschaft zu erregen, um sich dann an den Leiden und Thorheiten derselben zu ergötzen," fuhr ich fort.

„Das ist mir zu vornehm gesprochen, Herr Lenz, und ich versteh's nicht. Was Gut's scheint's wohl nicht zu sein. — Was wissen Sie sonst noch von meinem Sohne? Sagen Sie mir Alles."

„Er spielt," antwortete ich.

„Das macht sein Altenburger Bauernblut, Herr Lenz, und er hat's von mir. Ich spiele auch, sehen Sie."

„Er hat Schulden," fuhr ich fort.

„Schulden?" wiederholte der alte Gerber, und

er richtete sich hoch auf, als habe er etwas ganz Entsetzliches vernommen. „Mein Sohn, der Sohn des reichen Michel Gerber, hat — Schulden?" Er brachte das für ihn so fürchterliche Wort kaum über die Zunge. „Wie ein armer Schlucker?" fuhr er dann in einem Tone fort, der deutlich genug verrieth, wie ihm der Vergleich seines Sohnes mit einem „armen Schlucker", dem verächtlichsten Wesen unter der Sonne, seiner Ansicht nach, schwer wurde. „Als hätte ich kein Geld? Als könnte Michel Gerber nicht bezahlen? Das ist in der Familie noch nicht dagewesen, und wenn's wahr ist, Herr Lenz, hat's der Junge mit mir zu thun; dann ist's aus mit seinem Studiren!... Der Sohn des reichen Michel Gerber — Schulden! Das brächte mich unter die Erde! Aber ich kann's nicht glauben. Solche Schande wird der Junge seinem Vater nicht anthun."

„Sie können sich leicht von der Wahrheit meiner Worte überzeugen, Herr Gerber," fuhr ich fort, da ich wohl sah, daß ich eine sehr verwundbare Stelle in dem Alten getroffen hatte. „Ich theile Ihnen mit, was ich weiß, weil ich es gut meine mit Ihnen, mit dem Vater der armen

Martha und weil ich Sie bewahren möchte vor — neuem Unheil."

„Sogleich werde ich zu dem Jungen gehen und ihn fragen, ob er — Schulden hat," sagte Gerber mit einem Seufzer und er stand heftig erregt auf.

Er ging.

Als er in das ziemlich elegante Zimmer des Sohnes trat, fand er dasselbe leer, durch eine halboffene Thür aber sah er den, welchem er suchte, im Nebenzimmer noch schlafend im Bett liegen. Sein Gesicht war nicht mehr blühend frisch, sondern trug bereits die Spuren eines wüsten Lebens an sich. Der alte Mann stand lange an der Thür und blickte kummervoll auf den Schlafenden. Zunächst war es ihm, dem Landmann, der früh mit der Sonne aufzustehen gewöhnt, geradezu unbegreiflich, wie Jemand, ohne krank zu sein, bis gegen Mittag im Bett bleiben könnte. Allmälig aber wurde er ärgerlich darüber, daß es sein Sohn sei, der sich solcher — Ungebühr schuldig mache, und im Aerger fiel ihm nun auch alles Uebrige wieder ein, das er gegen die Lebensweise des Sohnes überhaupt vernommen hatte. Da trat er endlich rasch an das Bett, faßte den Schläfer und rüttelte ihn unsanft.

Der Sohn schlug schlaftrunken die Augen auf und als er den unerwarteten Vater am Bett stehen sah, fragte er verwundert:

„Du bist's, Vater? Was willst Du hier?"

„Ich will einmal nachsehen, wie fleißig Du studirst," antwortete Michel Gerber in bitterer Ironie; „'s scheint Dir sehr sauer zu werden, da Du so lange darauf schläfst."

„Setz' Dich," fiel der Sohn gähnend ein; „ich komme."

Michel trat in das Zimmer zurück. Der Sohn erhob sich verdrießlich, warf sich in einen eleganten, sehr bunten Schlafrock, ging an den Spiegel, ordnete da sehr sorgsam das Haar und erschien nach etwa einer Viertelstunde vor dem in Gedanken dasitzenden Vater in dem Zimmer mit den Worten:

„Wie seh' ich aus in dem Schlafrock?"

„Wie ein Hanswurst," antwortete Michel kurz.

„Bringst Du mir Geld mit, Vater?" fragte der Sohn weiter.

„Etwa zu Sträußen für die Generalin? Nein!" sagte Michel.

„Hältst Du Spione, die mich beobachten?" fragte der Sohn verlegen. „Woher weißt Du...?"

„O, ich weiß noch mehr, Du hast — Schulden!“ fuhr der Alte auf. „Ist das wahr?“

„Schulden hat jeder anständige Mensch,“ antwortete der Sohn lächelnd.

„Nur Lumpe haben Schulden.“

„Das sind Ansichten — vom Dorfe.“

„Nun, wenn Schuldenmachen auch zur „Bildung“ gehört, so war ich ein Narr, daß ich meinen Kindern Bildung geben lassen wollte... Wie viel betragen Deine Schulden?“ fragte Michel und es ließ sich leicht erkennen, daß er seinen Zorn nur mit Mühe zurückhielt.

„Das weiß ich nicht sogleich genau anzugeben; es ist aber eine Bagatelle für den „reichen Gerber,“ antwortete der Sohn, der die letzten Worte ganz besonders betonte.

„Und wenn sie der „reiche Gerber“ nicht bezahlt?“

„Michel Gerber nicht bezahlen?“ lachte der Sohn. „Er sagt ja immer: Ich hab's! Ich bezahl's!“

Gerber hielt gewaltsam an sich, und erst nach einer ziemlich langen Pause sagte er:

„Zieh' die Hanswurstjacke aus und führe mich zu den Leuten, bei denen Du — Schulden hast.“

„Ich will Alles aufschreiben, dann kannst Du allein gehen; ich brauche ja nicht dabei zu sein."

„Du sollst dabei sein," antwortete der Vater in sehr entschiedenem Tone.

„Es ist bald Paradezeit, und es könnten Bekannte, Officiere, mir begegnen, mich mit einem Altenburger Bauer über die Straße gehen sehen."

„Der Altenburger Bauer ist — Dein Vater."

„Sie würden mich verlachen und verhöhnen, wenn sie Das erführen; ich könnte mich in guter Gesellschaft nicht mehr sehen lassen."

Gerber sprang mit zornglühendem Gesichte heftig auf und er fragte mit bebender Stimme:

„Junge, schämst Du Dich — Deines Vaters?"

Sein Vaterherz war so tief gekränkt als sein Bauernstolz. Er erhob drohend die Hand gegen den Sohn und setzte mit bedeutungsvollem Tone hinzu:

„Du sollst den — Bauer kennen lernen!"

Dann sank er wie gebrochen zurück auf den Stuhl.

Der Sohn lehnte ruhig an dem Fenster, wie Jemand, der auf das Vorüberziehen eines Gewitters wartet, das er nicht fürchtet. Er sprach kein Wort. Im Zimmer herrschte eine unheimliche Stille. Man hörte nur das schwere Athmen

des alten Gerber, der einen gewaltigen Kampf in sich zu bestehen schien.

Endlich hatte er sich so weit wieder gefaßt, daß er sprechen konnte.

„Du schreibst auf, Alles, was die Leute von Dir zu fordern haben," sagte er mit ungewöhnlicher Kälte. „Ich werde es meinem Advocaten übergeben, damit er Alles in Ordnung bringt. Die Leute haben dem Sohne des reichen Michel Gerber geborgt und der bezahlt, ja, denn er ist nicht nur ein reicher, er ist auch ein ehrlicher Bauer... Dann ist's aus! Ich hab' Dich hierher geschickt, daß Du so viel lerntest als die Studirten; aber Du sollst nicht etwa ein Beamter werden und Anderen, die es brauchen, das Brod wegnehmen; auch nicht Advocat oder sonst etwas. Weil Du mein Sohn bist, erbst Du einmal das schönste und größte Gut weit und breit, Du wirst also ein Altenburger Bauer, wie es Dein Vater und Dein Großvater war; nur gescheidter solltest Du werden, als sie... Du gehst heute noch mit mir und damit Punktum!"

Er stieß bei dem letzten Worte mit dem Stocke, den er in der Hand hielt, derb auf den Fußboden, wie zur Bekräftigung.

Der Sohn aber lächelte, als er hörte, was

sein Vater von ihm verlangte, so ganz unglaublich kam es ihm vor.

„Ich?" fragte er. „Ich soll ein Bauer werden? Die Pumphosen wieder anziehen?" fuhr er fort und er lachte laut auf. „Mich in die Dorfschenke setzen? Mit den Bauern Schafkopf spielen? Wohl gar ein Altenburger Bauermädchen zur Frau nehmen? 's ist zu spaßhaft!"

„Ich spaße nicht mehr," antwortete Michel Gerber finster und fest.

„Sei doch kein Narr, Vater!" entgegnete der Sohn, dem die Sache zu lange zu dauern schien.

„Junge...!" donnerte der Alte jetzt, denn die Art, wie der Sohn mit ihm redete, kam ihm unerhört vor, und ein schrecklicher Fluch ging über seine Lippen.

Mit einer gleichgültigen Ruhe, die den heftigen Gerber nur um so mehr reizen mußte, antwortete der Sohn:

„Ja, Vater, das hättest Du Dir Alles vorher überlegen sollen. Du hast A gesagt, nun mußt Du B sagen. Du hast mich aus dem Bauerleben herausgenommen als ich noch ein Kind war und nicht verstand, ob Du Recht oder Unrecht thatest. Jetzt willst Du mich wieder zum Bauer machen? Nun bin ich kein Kind mehr

und weiß, daß Du Unrecht daran thust. Deshalb erkläre ich Dir rund heraus: ich werde kein Bauer."

„Du mußt, oder..." fiel der Vater ein.

„Vater," antwortete der Sohn, der sich in seiner ruhigen Sicherheit nicht stören ließ, „ich weiß wohl, daß Du einen harten — Bauerkopf hast, aber vergiß nicht, daß ich aus Deinem Blute bin und, wie Du oftmals selbst gesagt hast, Deine Natur habe. — Bleibe Du immer auf Deiner Hufe sitzen, so lange Du lebst, und laß Dich's nicht kümmern, was aus Deinem — Bauergute nach Deinem Tode wird."

„Ich werde dafür sorgen," antwortete Michel Gerber, „daß es Gerber's Gut heißt und bleibt... Binnen einer Stunde ist das Verzeichniß Deiner — Schulden bei meinem Advocaten; um vier Uhr lass' ich anspannen und fahre nach Hause. Kommst Du mit mir und lernst wieder gehorchen, wie sich's gehört, so mag's gut sein; wenn nicht, so steht morgen in der Zeitung, daß ich keine Schulden mehr für Dich bezahle. Dann wird sich's wohl finden."

Nach diesen Worten stand Michel Gerber auf und schritt, ohne ein Wort weiter zu sagen, aus der Thür. Er schien fest überzeugt zu sein, daß

nun seinem Sohne nichts übrig bleibe, als sich in das zu fügen, was er von ihm verlangte.

Der Sohn aber sah ihm lächelnd nach und sagte halblaut:

„Was doch so ein Bauer sich eingebildet!“

Dann besann er sich, klingelte und befahl, das Frühstück zu bringen, das ganz vergessen worden war. Dabei warf er flüchtig ein Verzeichniß seiner hauptsächlichsten Schulden auf ein Blatt Papier.

Seinem Diener, der bald darauf erschien, um zu fragen, ob der Herr ihm etwas aufzutragen habe, übergab er jenes Papier mit der Weisung, dasselbe zu dem Advocaten M. zu tragen, der schon wissen werde, was er damit zu thun habe. Als jedoch der Mann mit dem Papiere fortgehen wollte, rief er ihn zurück, um sich das Verzeichniß noch einmal geben zu lassen.

Er nahm dasselbe, — schrieb etwas darunter —, überreichte es dem Diener wieder und hieß ihn noch einen Augenblick warten.

„Es wäre doch möglich,“ dachte er bei sich, „daß der Alte eine Zeit lang Wort zu halten versuchte. Dagegen müssen wir uns sicher stellen. Noch ist's Zeit. Wenn einmal große Zahlung erfolgt, kann auch dies mit berichtigt werden.“

Er schrieb eine Anweisung auf seinen Vater, im Betrage von zweihundert Thalern, wie er ähnliche schon mehrmals ausgestellt hatte, und sagte zu dem Diener, dem er auch dies Blatt übergab:

„Dies verkaufen Sie bei dem — bekannten guten Freunde. Sagen Sie aber dem Juden, er möge nicht gar zu unchristlich abziehen. Das Geld, das Sie erhalten, bringen Sie mir hierher!"

Als er wieder allein war, rieb er sich vergnügt die Hände und sagte halblaut:

„Angeführt, Alter! Nun können wir es einige Monate mit ansehen, wie's auch kommen mag, und länger hält es das — Vaterherz doch nicht aus."

Unter Denen, welche das Haus der Frau Generalin von Weilen besuchten, bemerkte ich bisweilen auch einen Herrn von Samhain, einen geistreichen Beamten, welcher mir zunächst aus dem Grunde gefiel, weil er nie an dem Spiel Theil nahm. Er war ein kräftiger, schöner Mann mit schwarzem Haar und dunkeln Augen, fast immer sehr ernst, stand in der Mitte der dreißiger Jahre und lebte in einer, wie ich gehört

hatte, nicht eben glücklichen Ehe. Da ich auch nie spielte, saßen wir Beide öfterer im Gespräch neben einander und beobachteten die Uebrigen. Mir entging es nicht, daß Samhain seine Augen sehr oft und lange auf dem lieblichen Gesicht und der herrlichen Gestalt der Frau vom Hause ruhen ließ. Sie zeichnete ihn ziemlich auffällig aus, er aber hielt sich ihr gegenüber immer nur in den Gränzen der gewöhnlichen conventionellen Höflichkeit. Das interessirte sie, und da sie bald genug einsah, er sei keineswegs, wie die meisten Anderen, durch die kleinen Mittel, die sie anzuwenden pflegte, anzuziehen und sicher zu fesseln, so begann sie ihn aufmerksam zu studiren, um zu entdecken, wie sie sich ihm am reizendsten zeige. Dieses ihr Bemühen durchschaute Samhain leicht, und ich sah es ihm an, daß es die Wirkung auf ihn, wenigstens in so fern, nicht verfehlte, als seine Manneseitelkeit sich dadurch geschmeichelt fühlte, daß eine so schöne Frau offenbar um seine Gunst sich bewerbe. Ein solches scheinbares Bemühen und Bewerben ist ja ein fast unfehlbares Mittel der Koketterie, um auch Männer mit kaltem Blute aufzuregen und anzureizen. Wärmer indeß und leidenschaftlicher wurde Samhain trotz alledem in seinem Benehmen gegen

Sophien nicht, wenn auch ein scharfblickender Beobachter ihm hätte anmerken können, daß er sich einen gewissen Zwang anthun zu müssen schien, um sich zu beherrschen und leidenschaftslos zu bleiben. Diesen scharfen Blick besaß Sophie, wie ihn fast jede Frau einem Manne gegenüber besitzt; sie errieth und erkannte also, was in Samhain vorging, und weil sie sah, daß es ihm bereits Anstrengung kostete, vor ihrem Zauber sich zu wahren, erwartete sie seine gänzliche Unterwerfung in sehr kurzer Zeit.

Mir als Unbetheiligten gewährte dieses gegenseitige Beobachten und Studiren der Beiden eine angenehme Unterhaltung.

Sophien's geübter weiblicher Blick hatte sehr bald errathen, was Samhain an ihr besonders gefiel und mißfiel, und darnach richtete sie ihr Benehmen ihm gegenüber ein. So war es ihr gewiß noch weniger als mir entgangen, daß in seinen Augen ein mißbilligender oder doch bedauernder Blick lag, wenn sie in ihrer schalkhaften Heiterkeit Ansichten äußerte, die von den gewöhnlichen Frauenansichten allerdings abwichen, und wenn sie dieselben überdies vielleicht in Worten aussprach, die, an sich ganz harmlos, von prüden Frauen freilich nicht gebraucht werden.

Es schien ihm ferner gewissermaßen Leid zu thun, daß Sophie an solchen Gesellschaftsabenden in ihrem Hause meist ziemlich tief ausgeschnittene Kleider trug, wenn auch seine Augen entzückt betrachteten, was sie nur halb verhüllte.

Sophie hatte dies kaum erkannt, als sie in ihren Reden in Samhain's Gegenwart um vieles rücksichtsvoller wurde, als sonst, und auch nur in Kleidern mit fest geschlossenen hohen und knappen Leibchen erschien. Als er sie das erste Mal so sah, zeigte sich sichtbar ein Ausdruck glücklicher Befriedigung in seinen Zügen. Sophie aber, der auch dies nicht entging, lächelte, denn wenn Samhain einen Sieg über sie gewonnen zu haben glaubte, wußte sie gar wohl, daß sie den Kampf gegen und um ihn nur mit anderen Waffen fortsetzte, und daß bis dahin der Sieg ihr geblieben sei.

Eines Abends, als ich, wie oftmals im Gespräch neben Samhain saß, der bewundernd die hin- und hergehende, bald mit Dem und Jenem plaudernde Frau vom Hause beobachtete, begann er plötzlich mit einem Seitenblick auf Sophien:

„Sagen Sie, Doctor, haben Sie in Ihrem Leben jemals eine so vollendet schöne Frauengestalt gesehen?"

„Ihre Formen scheinen allerdings tadellos zu sein," antwortete ich absichtlich sehr gleichgültig.

„Haben Sie schon einmal," fuhr Samhain fort, „in ihre Augen gesehen, in diese unergründlichen Augen?"

„Ich habe die Ehre, die Dame schon länger zu kennen," sagte ich.

„Sie antworten nicht auf meine Frage," sprach er weiter. „Gewiß haben Sie nie solche Augen gesehen, schelmisch, schmachtend, aufblitzend in Leidenschaft, und doch wieder so unschuldig — scheinbar!"

Ich dachte an die herrlichen Augen Ella's und schwieg.

„Daß gerade sie so schön ist," fuhr Samhain, wie mir schien, mit einem Seufzer fort, „mag sich aus demselben Grunde erklären lassen, nach welchem auch die schönsten unter allen Engeln die — bösen sein sollen. Zu diesen rechnen ja auch gar Viele die Frau Generalin. Ich gestehe Ihnen, daß sie einen fast unwiderstehlichen Zauber auf mich ausübt. Schon als ich sie das erste Mal sah, regte sie alle guten und bösen Geister in mir auf, und jetzt, trotzdem daß ich mich gegen sie gerüstet und gewappnet habe, hat sie wo möglich

noch größere Macht über mich, und ich kann mich derselben kaum erwehren."

In diesem Augenblicke trat Sophie hinter uns vor, — setzte sich uns gegenüber, ganz nahe, sah Samhain an und — lachte. Vielleicht, ja wahrscheinlich, hatte sie etwas von seinen Worten gehört.

„Darf ich mir die Frage erlauben, gnädige Frau, warum Sie lachen, in so eigenthümlicher Art lachen?" fragte Samhain in einiger Verlegenheit.

„Weil ich mich jetzt vor Ihnen nicht fürchte," antwortete sie heiter. „Sie sehen nicht so ernst aus" — und sie machte in schalkhaftem Spott ein recht finsteres Gesicht — „nicht so menschenfeindlich wie sonst immer."

„Ich gehöre leider nicht zu den glücklichen Bevorzugten," antwortete Samhain, „die sich, gleich Ihnen, gnädige Frau, der Himmelsgabe eines immer heitern Temperaments erfreuen. Aber menschenfeindlich bin ich gewiß niemals gewesen, schon darum nicht, weil mir die Menschen im Ganzen ziemlich gleichgültig sind, einige mehr, andere weniger."

„Darf ich mir die Frage erlauben," entgegnete Sophie ganz in dem Tone, wie Samhain

früher gesprochen hatte, „zu welcher Art dieser Gleichgültigen Sie — mich zählen? Antworten Sie aber ganz aufrichtig!" Dabei sah sie ihn mit einem ihrer gefährlichsten und unwiderstehlichsten Blicke an.

„Gnädige Frau, Sie sind heute sehr — grausam!" sagte Samhain in einem Tone, als bebe er unter jenem zaubermächtigen Blick.

„Sie können doch nicht leugnen," entgegnete sie, schon siegesbewußt, „daß Sie zu den Herren gehören, die sich außerordentlich scheuen, einer Dame etwas mehr als ganz gewöhnlich Freundliches zu sagen."

„Bisweilen mögen die Herren Ursache haben, vorsichtig zu sein," antwortete er ausweichend, „denn die Damen verstehen sehr wohl, aus freundlichen Worten sehr gefährliche Schlingen zu drehen."

„Für so — furchtsam halte ich Sie nicht, Herr von Samhain," sagte Sophie, „aber," fuhr sie in schelmischem und mitleidigem Tone fort, „haben Sie wirklich so großes Unglück gehabt, in Ihrem Leben so traurige Erfahrungen gemacht, daß Sie vor den Damen so gar sehr auf der Hut sein zu müssen glauben?"

„Ich bin es nur da, wo ich fürchten muß, —

mein Herz zu verlieren," antwortete er, und er warf Sophien einen brennenden Blick zu.

„Wer ein Herz zu verlieren fürchtet, kann auch ein Herz zu finden hoffen," entgegnete sie zögernd und langsam, als werde es ihr gewaltig schwer, diese Worte auszusprechen, und sie senkte dabei die Blicke kokett-verlegen nieder. Sehr bald darauf schlug sie aber die schönen Augen groß auf, richtete sie vorwurfsvoll fest auf Samhein, stand auf und sagte neckisch, theatralisch declamirend:

„Das Herz gefällt mir nicht, das streng und kalt sich zuschließt...

— in den Tagen — der Gefahr," setzte sie in ihrem gewöhnlichen Tone und mit schelmischem Lächeln hinzu. Gleichzeitig machte sie vor Samhain eine sehr graziöse tiefe Verbeugung und ging zu einer andern Gruppe.

Samhain sah ihr nach; dann wendete er sich zu mir und sagte:

„Wenn es irgend ein Weib giebt, das ganz dazu geschaffen ist, einen Mann glücklich zu machen, ja ihm den Himmel auf Erden zu bereiten, so würde es diese Frau sein, wenn sie nicht dem bösen Dämon der Koketterie verfallen wäre, der ihr den höchsten und dauerndsten Reiz entzieht, den Zauber der ächten, schönen Weiblichkeit, und der

sie vielleicht sogar in die Gefahr bringt, ihren guten Ruf zu verlieren, was, wie ich höre, leider hier und da schon geschehen ist."

„Ihr Wesen," antwortete ich, „erklärt gewiß eines Theils die rosige Heiterkeit ihres Temperaments, in welcher manches anders erscheint, als es eigentlich ist oder gemeint wird; andern Theils mögen auch eigenthümliche Schicksale sie auf den Weg geführt haben, auf dem wir sie sehen."

„Möglich!" entgegnete Samhain rasch. „Sie ist aber doch so klug, daß sie wissen könnte und wissen sollte, wie Frauen ihrer Art den Männern, manchen Männern, wohl eine Zeit lang gefallen, ihnen selbst eine flüchtige leidenschaftliche Liebe einflößen können, stets aber nur als angenehmes Spielzeug betrachtet werden, mit dem man so lange tändelt, bis man dasselbe überdrüssig wird, und es dann — bei Seite wirft. Kein verständiger Mann wird jemals den Wunsch und das Verlangen fühlen, mit einem solchen weiblichen Wesen, und wenn es noch so reizend wäre, einen Bund für das Leben zu schließen, und doch strebt jede ächte und wahre Liebe, sowohl des Mannes als des Weibes, nach einer dauernden Verbindung."

„Sie ist ja jung noch," sagte ich, „und sie

kann also von dem Irrwege, wenn sie sich auf einem solchen befindet, abgelenkt werden. Vielleicht gelingt dies einmal einem — rechten Manne."

„Das würde allerdings sehr verdienstlich und für ihn selbst, den Glücklichen, höchst belohnend sein," antwortete Samhain; „aber ich fürchte, es ist bereits oder es wird doch bald — zu spät. Wenn ihre Ehre einmal compromittirt ist, mit der sie, wie Sie zugestehen müssen, mindestens sehr leichtsinnig umgeht, dann kann man es keinem — rechten Manne zumuthen, solche Versuche mit ihr zu machen. Doch still! Sie winkt Ihnen. Sie kommt."

Sophie kam in der That schnell auf mich zu, legte, vertraulich wie sonst, ihre Hand auf meinen Arm und sagte:

„Doctorchen, eine gute Nachricht! Der Herr Rath dort hat mir eben erzählt, daß unser Bücherdieb zu einer Arbeitshausstrafe von einem halben Jahre und sein Helfershelfer zu drei Monaten Gefängniß verurtheilt worden ist. Nun haben wir doch wenigstens eine Zeit lang Ruhe, und Sie, Doctor, brauchen auch nicht mehr wegen unangenehmer Störung besorgt zu sein. Sagen Sie, wollten Sie der Ella eine — erneuerte Liebeserklärung machen?"

„Gnädige Frau,“ entgegnete ich lächelnd, „wir sprachen nur, wie Sie uns geheißen hatten, von früheren glücklichen Zeiten.“

„Und Sie wollten von — künftigen glücklichen Zeiten sprechen, nicht wahr?“ fiel sie mir in die Rede, „als der abscheuliche Mensch dazwischen trat? — Sie wissen doch, Herr von Samhain,“ fuhr sie zu diesem gewendet fort, „was in meinem Hause geschehen ist?“

„Ich hörte mit Bedauern von einem frechen Einbruche,“ antwortete er.

„O, grauenhaft war es,“ sagte sie, dabei riß sie die Augen weit auf, sprach langsam und in möglich hohlem Tone, als erzähle sie die fürchterlichste Mordgeschichte und wolle in dem Zuhörer Schauer erregen. „Denken Sie sich, Herr von Samhain: ein fürchterlicher Mensch schleicht sich, mit einem blutgierigen Dolch in der Hand, in einem halb dunkeln Zimmer, ganz dicht an unsern Doctor da heran, dessen Augen gerade anderswo völlig beschäftigt waren, dann richtet er sich plötzlich auf und zuckt den Dolch, als unser Freund eben — stellen Sie sich das recht lebhaft vor!“ fuhr sie fort, und in ihrem schelmisch-neckischen Tone schloß sie: „zierlich auf die Knie sich niederlassen und einer Dame eine Liebeserklärung machen

will. Es ist Ihnen aber schon Recht, Doctor," sagte sie in erheucheltem Ernst, „die Herren müssen ja vorsichtig sein, wenn sie ihr Herz zu verlieren fürchten, wie uns Herr von Samhain auseinander gesetzt hat. — Doctor," setzte sie dann in ganz weichem, bittendem Ton hinzu, während sie sich nahe, ganz nahe neben mich setzte, „habe ich Sie beleidigt? Sie machen ein so ernsthaftes, ein so betrübtes Gesicht!"

„Gnädige Frau," antwortete ich, „ich dachte jetzt nicht an mich, sondern an die Tochter jenes Helfershelfers, wie Sie ihn nennen, an Lorchen, die Frau meines Freundes Engel, dessen Heiraths-geschichte Sie so rührend fanden, als ich sie Ihnen erzählte. Sie ist untröstlich über das Schicksal ihres Vaters und wurde erst vor Kurzem — ent-bunden."

„Mein Gott! Guter Doctor, sagen Sie, kann ich der armen Frau irgend wie nützen? Fehlt etwas? Reden Sie geschwind! Was soll ich ihr schicken? Oder soll ich selbst zu ihr gehen und sie zu trösten versuchen? Das unglückliche junge Weib!" sagte sie in warmer ungeheuchelter Theil-nahme, kaum aber hatte ich ihr für ihre Bereit-willigkeit zu helfen gedankt, so setzte sie gegen Samhain und zwar lächelnd hinzu:

„Ich sag's ja immer: die Ehe macht die Menschen unglücklich."

Da man sich eben anschickte, wieder ein Spiel zu beginnen, so verabschiedete ich mich, um Engel von der Verurtheilung seines Schwiegervaters zu benachrichtigen, damit er Zeit habe, sein Lorchen auf die schlimme Nachricht vorzubereiten. Samhain ging mit mir und er sprach, bis wir von einander schieden, fast ununterbrochen von der Generalin, bald mit tadelnden, bald mit enthusiastisch lobenden Worten. Sie schien seine Gedanken, wenn nicht sein Herz, sehr zu beschäftigen.

Seit ich Ella wiedergesehen hatte, war mir wunderlich zu Muthe, und einmal versuchte ich es in den Worten auszudrücken:

Es ist mein Herz ein Frühlingsbaum
Voll Blüthenduft und Vogelsang;
Was in ihm treibt, ich weiß es kaum,
Ist's Liebeslust? Ist's Liederdrang?

Was ich empfand, gestaltete sich allerdings wie von selbst zu Liedern, aber, warum sollte ich es mir selbst abläugnen? Die Quelle, aus der sie flossen, war doch nur die Liebe, die heißeste Liebe

zu Ella, und ich verheimlichte mir nicht, daß diese Begegnung mit ihr eine für mein Leben bedeutungsvolle gewesen. Auch zögerte ich nicht, das was ich im Herzen für sie empfand und was ich ihr mündlich zu sagen verhindert worden war, ihr in einem Briefe zu offenbaren, in den ich die ganze Gluth der Leidenschaft überströmen ließ. Von der Aufnahme, den dieser Brief bei ihr fand, hing mein künftiges Glück oder Unglück ab, jedenfalls mußte sie mir Gewißheit geben, ob ich — hoffen dürfe oder nicht. In dem Briefe erinnerte ich die Jugendgeliebte auch an das Blatt, das sie mir einst für mein Stammbuch gegeben und ich erlaubte mir, sie zu fragen, ob sie auch jetzt noch glaube, daß „der Zug des Herzens des Schicksals Stimme" sei.

Ella — antwortete und wenn sie in diesem ersten Briefe auch gar nicht von Liebe sprach, viel weniger noch erklärte, daß sie meine Liebe erwiedere, so konnte ich doch aus dem ganzen Tone, in dem sie schrieb, recht wohl erkennen, daß sie sich meiner Liebe — freue. Ich meinestheils konnte mich nun im Ausdruck meiner Gefühle noch viel weniger beherrschen, so daß ich sogar sehr bald wagte, sie „Du" zu nennen, als sei sie mein, vom Schicksal mir beschieden.

Damit die Leser Ella ganz kennen lernen, wie sie war, glaube ich nichts Besseres thun zu können, als hier Einiges aus den Briefen mitzutheilen, die ich nach und nach von ihr enthielt:

Aus Ella's Briefen:

... Wenn man glücklich, recht glücklich ist, sollte man sein Glück tief im Herzen verschließen und es nicht einmal mit Worten berühren. Ja, trotz Allem, was geschah, war der Tag unseres Wiedersehens für mich ein sonnenheller, freudiger.

Nun aber gilt es, sich wieder zu fügen in den gewöhnlichen Lauf der Dinge und — den Illusionen und Wünschen zu wehren.

... Mein Leben liegt jetzt reich und lockend vor mir, als ob alle die Kämpfe und Thränen meiner Vergangenheit nur dazu gedient hätten, alle Blüthenknospen in einer Nacht aufzuschließen. Mir ist, als ob das Feuer, das mich zu verzehren drohte, weil ich es in mir verschließen mußte, in leuchtenden Funken auf den Gegenständen außer mir ruhte und sie alle in schimmerndes Licht tauchte. Gewiß, wenn ein Freund, wie Sie mir

geworden, wieder geworden sind, in der Sonnenhöhe des Lebens zu uns tritt, kann er nie, nie mehr vergessen werden.

... Sie fragen mich, theurer Freund, ob es nicht möglich sei, einen längeren persönlichen Verkehr für uns herbeizuführen, damit wir uns überzeugten, ob wir wirklich uns in einander nicht getäuscht, ja Sie wollen wissen, ob ich Ihnen, im Frühjahr oder Sommer, irgendwo eine Zusammenkunft bewillige... Ach, wenn Sie wüßten, wie ich Berg und Wald liebe! Das ganze Jahr hindurch habe ich eine unbeschreibliche Sehnsucht, eine Art Heimweh darnach! Und da mit Ihnen zu sein?! Mir schwindelt bei diesem... Traume! Lachen Sie nicht über die arme Gefangene, die an den Ketten und Schlössern rüttelt, welche ihr die Welt verschließen!...

... O, wenn Sie mit mir gespielt hätten! Wenn nicht wahres Interesse, nicht wirkliche Liebe, sondern nur der Reiz des Augenblicks sie geleitet! ... Könnten Sie in dieser stillen Mitternachtsstunde zu mir treten und mir sagen, daß ich nicht geträumt habe! Die Angst, aus so süßem Traume zu erwachen, quält mich Tag und Nacht.

Nein, Du täuschest mich nicht! Ich will glauben... und halte die Hand vor die Augen, um den Abgrund nicht zu sehen!...

... Danken, mit Worten danken sollten Freunde einander nicht, nur es aussprechen, wenn ihnen etwas recht große Freude gemacht hat, ein Brief z. B., wie mir der Ihrige. Aber über Ihr endlich nach drei Tagen mußte ich doch lachen, liebster Freund, obgleich ich eben so fühlte. Mir ist es, als wären Jahre vergangen seit dem schönen Tage unseres Wiedersehens. Früher konnte ich immer nicht begreifen, wie der Prophet durch sieben Himmel fliegen konnte, bevor ein Krug Wasser seinen Inhalt ausgoß. Jetzt — kann ich es.

Schwer wird es mir, das was ich jetzt fühle und was mich so glücklich macht, vor den gleichgültigen Menschen zu verbergen und ich wünsche mir oft, ich könnte meine Empfindungen zu Hause lassen, wenn ich „in Gesellschaft" gehen muß. Wenn sie mich dann überwältigen wollen, was nicht selten geschieht, fallen mir immer die jungen armen Mütter ein, die nicht mehr frei genießen können, weil sie immer ihre Kleinen mit sich nehmen müssen...

... Ich habe Ihnen, lieber Freund, noch nicht gesagt, daß ich Sie liebe. Kennen Sie ein Wort oder können Sie eines erfinden, welches die Wonne des Zustandes ausdrückt, in dem ich jetzt lebe? Vor der Leidenschaft graut es mir als würde, als müßte sie mich zerstören. Und dann — ich weiß nicht, woher mir dieser peinigende Gedanke kommt — fürchte ich, die schreckliche Eifersucht kennen zu lernen. Bisher hatte ich das Glück — oder ist es kein Glück? — dieses häßliche Gefühl nie zu empfinden.

Aber lassen Sie uns in's Weite blicken! Wer das Glück auf den Höhen sucht, muß die Nebel des Thales fliehen. Wer den Muth hat, ein außergewöhnliches Verhältniß zu knüpfen, muß genau die Stärke der sittlichen Grundlage kennen, auf welcher es beruht, weil ihm sonst die Sicherheit ganz abgeht, die allein die anerkannte Form ersetzen kann, welche das gewöhnliche Verhältniß schützt... Dans une liaison, que rien ne sanctionne, il faut des grandes forces, sagt George Sand mit Recht.

Zum Schlusse kann ich es heute aussprechen, daß ich es jetzt für möglich halte, Sie draußen, in der Welt, entfernt von hier zu sehen, aus banger Furcht aber, die Hoffnung könnte doch noch vereitelt

werden, wage ich es kaum, mit mir selbst davon zu sprechen und mir die Herrlichkeit und Wonne auszumalen, die uns ein solches Beisammensein bringen könnte und bringen würde.

... Ich kann nicht schreiben... Die Gedanken gehen unter in den stürmischen Wogen der Gefühle. Ich denke nichts mehr, nichts als immer und immer nur — daß Du mich liebst!...

... Das ersehnte Beisammensein beschäftigt mich fortwährend, und ich denke an ein recht heimliches Plätzchen, vielleicht am Ufer eines schönen Sees, wo wir uns und unsere Liebe verbergen können. Ich liebe weniger die weiten Aussichten als den Aufenthalt zwischen Bergen und im Wald. Aber wie thöricht ich bin! Als ob Alles schon so gewiß wäre! Die Hoffnung kann so leicht ganz zu Schanden werden...

... Liebster, gieb mir meinen Schlaf wieder! Du hast ihn mir genommen. Der Zustand ist

zwar nichts weniger als unangenehm, aber er erschöpft meine Kräfte. Wie gut wird dann Berg- und Waldluft sein! ...

... Eine Differenz zwischen uns in Bezug auf Religion, liebster Freund? O, solche Fragen haben mich lange, lange und qualvoll beschäftigt. Aber wenn wir vor der Majestät erhabenster Natur stehen, wird sich schon ein Augenblick finden, in dem wir uns vereinigen auch in dem allerheiligsten der Gefühle. Ich habe eingesehen, daß der Mensch, der Gott denkt, wie ein Thautropfen ist, in dem sich die Sonne spiegelt. Das Bild der Sonne, das sich darin darstellt, ist ein eben so unvollkommenes, wie es die Vorstellungen der Menschen von der Gottheit sind.

Jedes Wort Deines Briefes war so lieb, ach so lieb! Und Liebesglück, weiß ich nun, giebt die reinste Heiterkeit. „Meine Gnädige," sagte kürzlich einer unserer kleinen Hofmänner zu mir, „Sie sind jetzt wie ich Sie nie gesehen habe." Ich lachte heimlich darüber, aber Recht hatte er: Alles strahlt und lacht um mich her und ich fühle mich beglückt und bevorzugt vor Tausenden ...

...Denkst Du nur auch so viel an mich, süßer Freund, als ich an Dich? Könnte ich Dich nur einmal lachen oder meinen Namen von Deiner Stimme aussprechen hören! O... ich sehne mich nach den heißen Sonnenstrahlen des Glücks!

Ich träume jetzt unverantwortlich viel, kürzlich träumte ich auch von Dir, aber ich weiß nichts mehr davon, als daß ich sehr glücklich war, wenn auch sehr ernst. Es dämmerte und wir gingen mit einander in einem Garten, der auch nichts Liebliches hatte, nur weite Plätze und alte, riesige Bäume, von denen der Herbstwind die ersten Blätter herabwehte. Mich fröstelte. Du hieltest meine Hand. „Ach, daß es keine Erinnerungen gäbe, keine Illusionen!" sagte ich, aber ich hatte dabei das Gefühl seligster Befriedigung.

Dann habe ich über Träume viel gedacht und und gefunden, daß es prophetische Träume gar nicht geben kann, wie sehr man sich dergleichen bisweilen auch wünscht. Man träumt sich wohl häufig jünger als man ist, aber niemals älter. Und daraus scheint es sich auch zu erklären, daß jeder Traum eine Erinnerung oder eine oft freilich gar wunderliche Zusammensetzung von verschiedenen Erinnerungen ist, die wohl

auch verzerrt erscheinen, wie die Bilder in einem schlecht geschliffenen Spiegel.

Laß mich heute einmal weiter plaudern, mein geliebter Freund, philosophisch oder thöricht, wie Du willst. Das ist's ja eben, was mich so glücklich macht, daß ich endlich einen Freund habe, Dich, einen Freund, nach dem ich mich so lange gesehnt und dessen ich so sehr bedurfte, einen Freund, gegen den ich mich über Alles rückhaltslos und ganz offen aussprechen kann und darf. Lies also die nachstehenden Gedanken und — lache mich aus, wenn Du nicht anders kannst:

Alle Erschaffenen bilden eine zusammenhängende Kette, eine Stufenleiter, ein harmonisches Ganze, dem nichts fehlt und in dem keine Lücke ist. Zwischen dem kleinen Menschen aber, dem höchsten und edelsten Erschaffenen, den wir kennen, und — der Gottheit, wie sie die Weisen denken, ist eine weite, weite Lücke, ja ein Abgrund, den der menschliche Geist gar nicht zu überschauen vermag. Sollte diese Lücke zwischen dem Menschen und Gott nicht durch uns unbekannte Verbindungsglieder ausgefüllt sein, durch Wesen, die mehr sind als der Mensch und Gott näher stehen als er?

Wirf den Brief noch nicht von Dir! Ich will Dir noch mehr vor — plaudern.

So beschränkt und unvollkommen das ist, was wir von der Welt und ihren Gesetzen, von der Natur und ihren Kräften kennen, so macht uns doch schon diese geringe Kenntniß glücklich. Wenn es höhere Wesen giebt als der Mensch, so wird, je höher sie stehen, um so umfassender ihr Einblick in das All und seine Harmonie, um so größer ihre Freude darüber, um so entsprechender den ewigen Gesetzen ihr Verhalten sein. Dies Verstehen und Verhalten nenne ich die — ewige Seligkeit.

Ich bin noch nicht fertig!

Von der Beschränktheit des Menschen zeugt nichts mehr, als daß er nichts denken und sich vorstellen kann, als was in der Wirklichkeit vorhanden ist; höchstens vermag er aus Theilen verschiedener vorhandenen Dinge etwas scheinbar Neues zusammenzusetzen, dem aber dann sicherlich die rechte Harmonie fehlt. Groß ist nun zwar die Zahl der erschaffenen Dinge; vom Sonnenstäubchen und Infusionsthierchen bis zu Shakespeare's Geist ist eine weite, weite Entfernung. Gäbe es aber in der That nichts weiter als dies, so wäre die Welt doch jämmerlich klein

und das Erhalten und Regieren einer so kleinen Welt entspräche der Macht und Größe der Gottheit ganz und gar nicht. Deshalb glaube ich denn auch, daß es auf allen Sternen und überall im unendlichen Raume Erschaffene giebt in allerlei Formen u. s. w. Wäre es so, so würde allerdings die Zahl der erschaffenen Wesen und Formen zusammengenommen auf den zahllosen Welten so unendlich werden, wie die Zahl selbst. Das kann der Mensch denken, und weil er es kann, muß es nicht so sein?

Ist Deine Geduld zu Ende, Lieber? Halte sie nur noch eine halbe Minute fest. Die Menschen unserer Zeit sind mächtiger, als die alten Götter waren. Diese überwanden zwar nach langem Kampfe die Titanen, welche den Himmel stürmen wollten. Jupiter erschlug sie endlich mit seinen Blitzen und warf Berge über sie. Da haben sie denn begraben gelegen seit vielen Tausenden von Jahren, bis der Mensch unserer Zeit kam, sie erlöste und sie zu — seinen Sclaven machte, was die alten Götter nicht vermochten. Solche erlöste Titanen sind z. B. die Riesen Eisen und Kohle, die in Verbindung mit dem Riesen Dampf ihre ungeheueren Kräfte im Dienste der Menschen verwenden, seine Häuser beleuchten

und erwärmen, Lasten bewegen, Waaren ziehen und Schiffe treiben müssen, trotz Stürmen und Wogen.

Und nun für Deine Geduld die — herzinnigsten Grüße und Küsse!

...Schon gestern und vorgestern versuchte ich, Dir auf Deinen so gar lieben Brief zu antworten, Theurer, ohne Dir die Leidenschaftlichkeit meiner Freude und Erwartung zu erkennen zu geben und — es gelang mir nicht. Es gelingt mir auch heute nicht. Aus Besorgniß, den Eindruck vollkommenster Harmonie zu stören, den dieser Brief in mir hinterließ, möchte ich gar nichts darauf sagen und unter diesem Eindrucke — Dich wiedersehn.

So bin ich. Nie hat es mir an Kraft gefehlt, das Unglück zu ertragen, immer aber an Muth, das Glück zu genießen. Du gabst mir die Zuversicht, die mir abging, den Muth, der mir gebrach und nun wird sich auch die gleichsam elektrische Spannung lösen, in der ich mich befinde, und die mich bisweilen sogar erschreckt. Ich gaubte mein Herz zu kennen und nun lockt

und reizt mich doch die Zukunft wie ein tiefes, fast wunderbares Geheimniß. „Ich will erfahren,“ schreibst Du mir, „wie viel des Glücks die Erde zu bieten und ein Menschenherz zu ertragen, zu genießen vermag!“ Ja, Theuerster, auch ich... und müßte ich darin untergehen!...

...Noch 1987 Stunden bis zu unserer Zusammenkunft! Unabsehbar! Die Ungeduld verzehrt mich, wenn ich auch äußerlich das gleichgültigste Gesicht von der Welt mache. Aber weißt Du, was ich fürchte? Du — idealisirst mich, und wenn Du mich wiedersiehst, gefalle ich Dir nicht mehr, weil ich dem Bilde von mir, das Dir Deine Phantasie oder — Dein Herz vorhält, nicht entspreche, nicht entsprechen kann. Ach, Geliebter, komm und besänftige mich! Lege Deine Hand auf mein Herz, damit es — ruhiger werde!

Mangel an Toleranz und Zufriedenheit war sonst einer meiner Fehler. Jetzt wird es mir ganz leicht, ihn abzulegen. Bin ich doch selbst so reich an Glück — durch Dich!

...Ich küsse Dich für jedes Wort in Deinem lieben Briefe, und da ich bald sagen kann, was ich denke und fühle, möchte ich gar nicht mehr schreiben, wie tief und innig viele Deiner Worte mich berührt haben. Zuweilen freilich, ich gestehe Dir es offen ein, wünsche ich, daß ich alles leichter nähme, denn mir ist es immer, als ständen wir vor dem verschleierten Bilde, und wenn wir den Schleier hüben, wäre Alles vorbei.

Nein! Nichts Trübes heute!

...Es giebt wohl keine Frau, die nur einigermaßen von den allergewöhnlichsten sich unterscheidet, welche von dem Egoismus und der Arroganz der Männer nicht gelitten hätte. Unter den Vielen, die mir begegnet sind, und unter den Manchen, die sich stellten, als liebten sie mich, hat es Keinen gegeben, dessen Art und Weise mir so ganz zugesagt, wie die Deinige, und mich so sympathisch berührt...

Was ich zur Lecture mitnehme, fragst Du? Gar nichts. Ich kann jetzt nichts lesen. Mich beschäftigen stets und vollständig die eigenen Gedanken; ich habe keine Zeit und keinen Raum für

fremde, ja, es kommt mir vor, als würde ich später, wenn wir bei einander sind, überhaupt nicht viel Gedanken haben, sondern nur Empfindungen... Wir hatten heute ein prächtiges Gewitter. Nach dem Regen betrachtete ich eine Pflanze, die der Zufall in üppigen Boden gepflanzt hatte. Man sah sie fast wachsen nach der Erquickung, die ihr geworden, und ihre Blüthen öffneten sich verlangend den Sonnenstrahlen entgegen... Da schien es mir, als genieße sie mehr, als wir genießen mit all' unserer Erkenntniß...

...Endlich ein Brief von Dir! Du hattest fast acht lange Tage nicht geschrieben. Die Zeit war ewig lang, und ich voll Angst, als hätte ich Dich wieder verloren, und als wäre Alles nur ein Traum gewesen, ein schöner Traum.

Nun — auf baldiges Wiedersehen! Auf welches Wiedersehen!

...Ich habe Sehnsucht, unbezwingliche Sehnsucht nach dem Beisammensein mit Dir, denn ich

male mir dieses ungestörte Sein mit Dir mit immer entzückenderen Farben aus. Nur sprich nicht so viel, wie Du thust, von meinen Reizen; Dein Auge irrt sich, gewiß!

... Nur wenige Tage noch und — ich bin bei Dir! Jetzt befinde ich mich in einer fiebernden Unruhe, und ich fühle ein unabweisliches Verlangen, die kurze Zeit, die uns gestattet ist, voll und ganz zu genießen, die Seligkeit der Gegenwart ganz zu empfinden... Ich kann nicht weiter schreiben..., mir ist es, als wäre ich im Rausche!

Drittes Kapitel.

Die schönsten Sommertage waren gekommen, und alle Vorbereitungen getroffen zu dem Wiedersehen, mit dem wir uns so viele Wochen und Monate lang beschäftigt hatten. Wir wußten Beide sehr wohl, was wir thaten, aber eine übermächtige, eine unwiderstehliche Gewalt zog uns zwingend zu einander hin; wir mußten dem Drange folgen, wir konnten nicht anders, denn wir fühlten tief die Wahrheit des Ausspruchs Goethe's: „Der Mensch ist ewigem Schwanken unterworfen, bis er zu dem Entschlusse kommt, zu erklären: Recht ist, was ihm gemäß."

So schnell die Fahrt auch war, ach, wie langsam für die verzehrende Sehnsucht schlich der Wagenzug dahin! Blühende Felder, grünende Auen, Dörfer, Städtchen und Städte, Wälder, Burgen und Berge flogen vorüber, aber nichts

von Allem vermochte mein Auge zu fesseln oder nur anzuziehen, da es nur sie erwartete, nur sie.

Nach vielstündiger Fahrt erreichte ich die alte Stadt, in welcher wir das Wiedersehen feiern wollten. Sie konnte freilich, wie ich wußte, noch nicht angekommen sein. Welches Interesse vermochte mir also die Stadt zu bieten? Träumerisch, erfüllt von fast körperlich schmerzender Sehnsucht nach ihr, wanderte ich in den Straßen hin und her. Keinen der Bekannten und Freunde, die da wohnten, suchte ich auf; was sollte, was konnte ich mit ihnen reden, da ich ja sie erwartete, die das Herz ganz erfüllte und ausschließlich die Gedanken beschäftigte? Keine der Merkwürdigkeiten der Stadt mochte ich sehen; konnte ich doch, wenn ich wollte, am nächsten Tage mit ihr, an ihrem Arme, sie besichtigen!

Der Tag verging in trauriger Oede, wie ein trüber Regentag, trotz dem glänzendsten Sonnenscheine, der auf der Stadt lag, wie in meiner Seele die Hoffnung auf die nächste Zukunft. Und was lag mir überhaupt an dem Tage? Sie sollte ja am Abend ankommen.

Endlich erschien auch dieser lange erhoffte und ersehnte Abend. Wie musterte ich die Menge der ankommenden Reisenden! Sie aber erblickte das

ängstlich suchende Auge — nicht! War sie mir im Gedränge und Gewirre entgangen? Aber ihre Gestalt hätte doch sicherlich das sehnende Auge unter Tausenden herausgefunden! Hatte sie, wie sie mir angedeutet, an diesem Abende noch nicht ankommen können? Zu oft wiederholten Malen ging ich auf und ab, ob ich sie nicht doch vielleicht noch fände, ob sie zurückgeblieben und mich suche, da sie nicht zweifeln durfte, daß ich sie erwarten und empfangen werde. Vergebens! Die letzte Droschke hatte den letzten Reisenden hinweggeführt, und die Lampen wurden, eine nach der andern, ausgelöscht.

Da kehrte ich langsamen Schrittes und betrübt — weil die schönste Hoffnung vereitelt war — in das Gasthaus zurück, doch mit der festesten Ueberzeugung, daß der nächste Mittag die Geliebte bringen werde, und ich nahm mir vor, sobald als möglich den Schlaf zu suchen, damit die Nacht, die hoffnungslose, unter seiner Beihülfe um so schneller vergehe und mir unbemerkt den nächsten Tag, den Tag der Vereinigung, herbeiführe.

Aber war nach solcher Erregung an Schlaf, an baldigen Schlaf zu denken? Lange stand ich an dem offenen Fenster und schaute hinaus auf die mondbeglänzte Stadt. Ich gedachte des Tages,

an welchem ich, im Hause Sophien von Weilen, nach vielen Jahren, Ella, der schon in der Jugend Geliebten, zum ersten Male wieder in die schönen Augen geblickt hatte, suchte zu ergründen, was es sei, das uns so fest an einander gefesselt, trotz den Hindernissen, die unserer Vereinigung entgegenstanden, und versenkte mich dann vorahnend in die Seligkeit, Tage lang mit der Geliebten allein — allein mit ihr! — fern von allen gewohnten Verhältnissen und Umgebungen zu sein.

Alles war still um mich her, nur in dem Nebenzimmer schien noch ein Reisender angekommen zu sein, denn ich hörte Geräusch drüben, es wurde geschellt, der Kellner erschien dann und erhielt Befehle. Ich trat von dem Fenster zurück und lauschte, um die Stimme zu vernehmen. Es gelang mir aber nicht. Später wurde ein Fenster in jenem Zimmer geöffnet. Ich trat ebenfalls wieder an das meinige und legte mich so weit als möglich hinaus, um den späten Gast vielleicht zu sehen, wenn er auch herausschaue; aber ein Mauervorsprung machte mir das Hinübersehen unmöglich.

Nach einiger Zeit hörte ich in dem Nebenzimmer gehen, lange; dann — es war nun schon spät in der Nacht — wurde die Klingel drüben

noch einmal gezogen. Ein Kellner kam und ging wieder, und Alles war und blieb still in dem Hause und draußen.

Ich setzte mich auf das Sopha.

„Eine Nacht noch!" sagte ich dem ungeduldigen Herzen wohl hundertmal vor, und es beruhigte sich nach und nach bei dieser Verheißung. Meine Augen schlossen sich endlich, der Schlaf umfing mich, und ich sah die vergebens erwartete Geliebte wenigstens im Traume. Ich träumte, ich sitze in einem großen Park auf einer Bank im Schatten mächtiger Bäume, und schaue unverwandt und erwartungsvoll auf einen Weg hin, als solle auf demselben Jemand ankommen. Dann hörte ich leise meinen Namen dicht neben mir nennen, und als ich mich rasch umsah — im Traume — schlang sie lächelnd die Arme um mich.

Aber hörte ich meinen Namen nicht noch einmal nennen, jetzt mit einem zärtlichen Beiworte? Träumte ich noch? Und die Stimme, wie deutlich! Der Schlaf wich von mir, ich schlug die Augen auf und — that einen Blick in den Himmel, denn vor mir, zu mir niedergebeugt, stand lächelnd, im Reisekleide, die vergeblich Erwartete, und auf dem Tischchen ein Licht. Wie schnell schlangen sich die Arme um sie! Wie brannten heiß die

Küsse auf ihren Lippen! O, solches Glück läßt sich nach irdischem Maße nicht messen.

Und die Fragen und Antworten dann!

„Du hast mich ja nicht erwartet?" fragte Ella lächelnd in vorwurfsvollem Tone.

„Ich begreife nicht, wie ich Dich habe nicht sehen können, da ich alle Reisenden gemustert habe, als sei ich bei der hohen Polizei angestellt. Aber sag, wie kommst Du hierher, und jetzt?"

„Durch den wunderlichsten Zufall. Er führte mich in das Zimmer neben dem deinigen. Hast Du meine Stimme nicht erkannt?"

„Leider nicht. Aber woher weißt Du, daß ich in dem Nebenzimmer wohne, und warum gabst Du Dich nicht früher zu erkennen?"

„Ich kam, etwas ärgerlich, weil ich Dich nicht gefunden, allein in das Gasthaus, das Du mir bezeichnet hattest, und wagte nicht, die Schaar der mir entgegenstürzenden Kellner sogleich nach Dir zu fragen. Aber zur Ruhe konnte ich mich auch nicht begeben, ohne wenigstens zu wissen, ob Du angekommen, und deshalb entschloß ich mich, nach langem Kampfe mit mir selbst, noch spät einen Kellner zu bescheiden und allen Muth zusammenzunehmen, um ihn nach Dir zu fragen. Du wärest, antwortete er mir, schon den ganzen Tag hier,

und wohntest in dem Nebenzimmer, in das Du schon längst Dich zurückgezogen hättest. Ich freute mich natürlich der Mittheilung, aber nun begann ein neuer Kampf in mir, ob ich Dir so spät noch meine Ankunft melden lasse. Ich konnte mich nicht dazu entschließen, und entließ den Kellner; aber ich war ruheloser als je. Ich horchte an der Thür des Zimmers, das Du bewohnen solltest. Alles still! Ich versuchte, ob die Thür verschlossen sei. Sie war es nicht. Während ich noch mit mir nicht einig war, ob ich zu Dir hinüber gehen, oder den Morgen abwarten und Dich durch die Meldung meiner Ankunft überraschen solle, hatte ich leise und unbewußt die Thür halb geöffnet. Nun mußte ich in Dein Zimmer hineinsehen. Es war dunkel und still darin. Da konnte ich nicht widerstehen. Mit einem Blicke nur wollte ich Dich betrachten. Ich nahm das Licht und ging hinüber. Ich sah Dich auf dem Sopha sitzen und nannte ganz leise Deinen Namen, dann mehrmals und lauter. Da schlugst Du die Augen auf. — Morgen mehr! Gute Nacht nun, Herzensfreund!"

Sie stand auf, reichte mir die Hand, nahm das Licht, kehrte in ihr Zimmer zurück und schloß die Thür.

Wir benutzten die uns zugemessene Zeit zu einem weitern Ausfluge, und überzeugten uns dabei, daß nichts die Freude an der Natur so erhöht, als — Liebesglück. Die Bäume erscheinen grüner, die Wiesen saftiger, die Wälder geheimnißvoller, die Felder fruchtreicher, die Blumen in reineren Farben, die Berge in bläulicherem Dufte, das Licht sogar leuchtender, wenn sie das Auge schaut, das eben liebend in das Auge der glücklichen Geliebten geblickt hat. Wie reizend eine Landschaft an sich auch sein mag, gewiß kommt sie dem noch weit herrlicher vor, der sie an der Seite der Geliebten durchwandert, welche sich entzückt und entzückend daran erfreut. Ja, ich glaube, es giebt kaum einen beseligenderen Genuß, als den Jubel des Herzens über den Besitz der Geliebten, wenn er abwechselt und sich vereiniget mit dem Entzücken über die Herrlichkeit der Natur. Dieser Genuß kann sich zu einem so hohen Grade steigern, daß die Sprache keine Worte und die Zunge keinen Laut dafür findet.

So erging es uns. Oftmals standen oder saßen wir, von überströmender Liebe erfüllt und in Bewunderung über ein schönes Landschaftsbild versunken, Hand in Hand viele Minuten lang still und schweigend neben einander.

„Wie glücklich fühle ich mich," sagte Ella einmal nach einer langen solchen Pause, als wir an einer schönen Ruine standen und hinunter auf den glitzernden Fluß und die blauen Berge in der Ferne schauten, „wie glücklich bei Dir!"

Es war das erstemal, daß wir von unserm Glück sprachen. Bisher hatten wir es nur genossen; jetzt begannen wir seine Größe zu ermessen. Wir waren auf einer Höhe desselben angekommen, von der aus wir es ganz zu überschauen vermochten, wie man von einem Berge aus die Tiefe erkennt, von der man emporgestiegen ist und an dieser die Höhe mißt, auf welcher man steht.

„O, daß wir nach der Blüthenzeit unserer Jugendliebe durch das Schicksal getrennt wurden und nun kaum eine Hoffnung uns bleibt — auf eine Vereinigung für das Leben!" sagte ich seufzend bei dem Gedanken, daß unser Glück doch nur von kurzer Dauer sein konnte.

„Ziehe, ach ziehe den Schleier nicht hinweg," fiel Ella rasch ein, „den die Liebe mir über die Augen gelegt hat, damit ich nicht sehe, daß ich gegen Pflichten handle, wenn ich Dich liebe. Laß mir die Blindheit der Leidenschaft, denn nur in ihr kann ich das Glück genießen."

„Unsere Liebe," entgegnete ich, „ist ja jene

poetisch reine, die den höchsten Genuß in der Uebereinstimmung und Vereinigung der Seelen findet und alles verschmäht, was sie herabzieht zur Sünde."

„Die Ehe ist ein furchtbares Band, wenn das Herz sich einem Andern zuwendet," sagte Ella.

„Liebe Ella," fuhr ich fort, griff nach meinem Notizbuche, suchte darin ein bestimmtes Blatt und sagte weiter: „Höre, was ich mir hier abgeschrieben habe, woher, weiß ich nicht mehr, aus einem Buche wahrscheinlich."

Dann las ich:

„Eine unglückliche Ehe und eine andere Liebe ist nur eine alltägliche Tragödie, ein Räthsel aber ist eine sogenannte glückliche Ehe und in ihr doch ein unauslöschlicher Durst nach Aufregung, eine Ruhelosigkeit, eine immer neue Liebesfähigkeit, ein vollständiges Bewußtsein der Befriedigung in der Ehe und dennoch ein Verlangen nach einem andern Glück, dennoch ein ewiges Flügelschlagen, als hielte uns ein Kerker! Es ist mir bisweilen als müßte ich dies seltsame Wunder mit dem Heimweh vergleichen, das die Kinder des Südens befällt und zu Grunde richtet, wenn sie sich in fremden, nordischen Boden verpflanzt fühlen. Sie haben Erde und Sonnenschein, Regen, Thau und linde Luft, alles, was zum Leben nöthig ist, nur anders,

als sie es nöthig haben zu ihrem Glück. Gott aber sei solchen Herzen gnädig."

„Ja und Amen!" entgegnete Ella. „Laß uns glücklich sein und nicht prüfen, ob wir es sein sollten, wie wir uns des Lichtes freuen, ohne fest und lange in seine Quelle zu blicken, die Sonne, die — blendet."

„Lieber Herr, ich bitte Sie, die Dame hier nicht zu küssen," sagte der Führer in der Gletschergrotte zu Grindelwald, als er zufällig sich umdrehte und dabei sah, daß ich den Arm um Ella gelegt hatte und sie eben küssen wollte, weil sie, entzückt durch den Anblick der blauen Eiswölbung, mir zugeflüstert hatte: „Sieh, gefrorener Himmel!"

„Mann," antwortete ich lächelnd und neugierig, „was geht es Sie an, ob und wo ich die küsse, welche ich liebe?"

„Es ist gefährlich hier," sagte er kleinlaut.

„Für wen gefährlich?"

„Für die Dame, für Sie, für uns alle."

„Guter Mann, machen Sie sich um uns keine Sorge! Nur der erste Kuß war für uns gefährlich. Jetzt besiegeln wir durch einen Kuß unser

Entzücken über die Herrlichkeiten, die wir mit einander sehen. Es ist dies unsere Reiseregel, die wir auch oben befolgten, im Angesicht der Jungfrau."

„Um so schlimmer! Ich beschwöre Sie, küssen Sie die Dame hier nicht!" bat der Führer dringend und ängstlich, da er sah, daß ich mir den Kuß doch nehmen wollte. Er faßte mich sogar an, um mich von Ella hinwegzuziehen, die still lächelnd meinen Arm drückte. Dann flüsterte er mir geheimnißvoll zu: „Die Eisgeister...!"

„Eisgeister?" fiel Ella ein... „Mährchen? Mann, erzählen Sie!"

„Hier, wo die Geister hausen und herrschen, darf man von ihnen nicht reden," sagte der Führer.

In diesem Augenblick hörte man ein dumpfes Donnern und durch die gewaltige Eisgrotte ging ein leichtes Beben.

„Was ist das?" fragten wir Beide gleichzeitig.

„Es fiel oben eine Lauine," antwortete der Führer. „Lassen Sie uns eilen! Die Geister zürnen bereits. Kommen Sie! Schnell! Gar leicht reißt ein Spalt durch diese Wände und wir sinken in die Tiefe hinab, oder die Wölbung stürzt

über uns zusammen und begräbt uns unter ihren Trümmern. Die Eisgeister sind mächtig und, wenn man sie erzürnt, grausam."

„Nun, Führer," sagte ich, um den ängstlichen Mann zu beruhigen, „ich will den Kuß, dessen Folgen Sie fürchten, aufsparen für später unter der Bedingung, daß Sie uns erzählen, was Sie von den Eisgeistern wissen. Sagen Sie ja, sonst küß' ich die Dame auf der Stelle und vor Ihren Augen."

„Mein alter Vater weiß mehr von den Geistern der Gletscher als ich," antwortete er, „und wenn Sie es wünschen, soll er Abends zu Ihnen in das Gasthaus kommen, um Ihnen zu erzählen."

„Sehr gern! Eins nur sagen Sie uns. Warum ist gerade das Küssen hier so gefährlich?"

„Das ist eine lange Geschichte, die Ihnen mein Vater auch erzählen mag," sagte der Führer, und erst als wir den riesigen blauen Eisbau verlassen hatten und wieder draußen im hellen Sonnenschein standen, setzte er hinzu: „Die Jungfrau duldet nicht, daß in ihrem Bereich ein Mann ein Mädchen oder eine Frau küsse."

„Welche Jungfrau?"

„Das wird Ihnen mein Vater auch sagen."

„Aus jungfräulicher Sittsamkeit oder aus — Neid?"

„Das weiß ich nicht."

Der Führer hatte unsere Neugier in hohem Grade erregt, und wir freuten uns auf die Erzählung des Alten, die er uns versprochen hatte.

Abends, als wir im Garten des Hotels zu Grindelwald saßen, aßen und den Thee tranken, den Ella mit eigener Hand bereitet, nachdem wir vorher noch lange in den parkähnlichen Anlagen umhergegangen waren, um den Eindruck der großartigen Natur umher voll auf uns einwirken zu lassen, erschien unser Führer mit seinem Vater, einem hochbetagten Manne mit gletscherweißem Haar und Bart, der sich zwar auf einen Stock stützte, sonst aber ziemlich rüstig aussah. Das Feuer in seinen klugen Augen war noch nicht erloschen, aber die Runzeln auf seiner Stirn und seinen Wangen deuteten darauf hin, daß er in seinem langen Leben viel und wohl auch Schweres erfahren und ertragen habe. Er nahm unbefangen bei uns Platz, während sein Sohn sich wieder entfernte, nachdem er uns den Alten zugeführt hatte, und er trank das Glas Wein, das wir ihn anboten, auf unsere Gesundheit aus.

„Gott sei gedankt, daß ich es trinken kann auf

Ihr Wohl," sagte er, „daß Sie der Warnung meines Sohnes nachkamen und die liebe Dame da in dem Gletscher nicht küßten."

„Sie glauben also, daß es dort wirklich gefährlich gewesen wäre? Sie glauben an Geister in Ihren Eis- und Schneebergen? Sie haben doch lange in der Welt gelebt und gewiß viel erfahren, gesehen und gelernt."

„Ich habe auf der Wanderung durch mein langes Leben meinen Glauben nicht verloren wie so viele Andere; ja, weil ich so viel gesehen und erfahren, habe ich erst recht glauben gelernt. Lieber Herr, es giebt wunderbare Wesen und Dinge, auch bei uns."

„Solche „wunderbare Wesen und Dinge", Götter und Geister, kommen und gehen wie die Menschen, von denen sie erdacht worden sind; nur der ewige Gott bleibt," sagte ich.

„Aber unser Herr Gott, denke ich," entgegnete der Alte, „wäre nicht so groß und allmächtig wie er ist, wenn er nichts erschaffen hätte, als was wir Menschen sehen. Das ist gewiß nur der kleinste Theil. Ich glaube, ja, ich weiß, daß es Wesen giebt, welche unseren Augen für gewöhnlich nicht sichtbar sind. Aber sie geben ihr Dasein manchmal deutlich genug in anderer Art kund."

„Solche Beispiele möchten wir eben von Ihnen erfahren und, wenn es möglich ist, zunächst eins, welches das Kußverbot in der Gletschergrotte rechtfertigen könnte."

„Ich will es versuchen, in wie weit ich Sie befriedigen kann," sagte der alte Mann, und nachdem er noch ein Glas Wein getrunken hatte, begann er also:

„Dort drüben, wo der untere Gletscher von dem „Eismeer" oben herunter sich zieht bis fast in das Thal herein, befand sich eine fruchtbare Matte mit dem schönsten, saftigsten Grün. Ein paar Häuschen standen da im Schutz des Wetterhorns und große Nußbäume gaben ihnen Schatten. Das Haus, das am höchsten oben stand, gehörte einem jungen Manne, der Vater und Mutter lange schon verloren hatte und der selten daheim war. Nicht eine Kuh hielt er auf der Matte, nicht einmal eine Ziege, denn das gleichförmige Leben des Hirten gefiel ihm nicht. Viel lieber wanderte er auf den Bergen umher, Gemsen zu jagen, Gefahren und Abenteuer zu bestehen und nie betretene Höhen zu erklimmen. Weil er einmal, mit eigener Gefahr, einen Adler erlegt hatte, hieß er der Adler-Fritz.

So jung er noch war, unterschied er sich doch

bereits von allen seinen Genossen. Er war klüger als sie, und während sie am liebsten zu Spiel und Tanz und allerlei Kraftübungen zusammenkamen, zeigte er sich fast nie unter ihnen bei solchen festlichen Gelegenheiten. Am liebsten war er allein. Darum betrachteten ihn auch Alle, Jung und Alt, mit einer gewissen Scheu, wenn auch die Männer seinen erprobten Muth und die Frauen und Mädchen seine kräftige, schöne Gestalt bewunderten und unter einander priesen. Jede Sennerin sah ihn mit zärtlichen Blicken nach, wenn er ruhig grüßend an ihr vorüberschritt und ihr Herz bangte wohl angstvoll, wenn sie ihn an gefährlichen Stellen erblickte. Noch nie aber hatte man gehört, daß ihm eins der Mädchen vor den anderen gefallen habe, und keine konnte sich eines besonders freundlichen Blickes oder Grußes von ihm rühmen, außer etwa Bäteli oben auf der Scheideck, mit der er einigemal ein paar Worte gewechselt, ja, der er bisweilen ein Sträußchen der seltensten Alpenblumen, Enzian, Kaiserle und Edelweiß, gegeben hatte. Sie war es freilich auch, die ihn am aufmerksamsten beobachtete und oft, wenn sie glaubte, er müsse in ihrer Nähe von einer Wanderung vorüberkommen, lange geduldig nach ihm ausschaute, allerdings versteckt und so, daß er sie

nicht bemerken konnte. Ganz gewaltig schlug ihr dann das Herz im Busen, wenn er endlich wirklich kam und sie erkannte, daß er länger als es gerade nöthig war, nach ihrer Sennhütte hinschaute, als wünsche er *sie* zu erblicken.

Worüber man am meisten kopfschüttelnd sprach, war aber, daß er fast in allen Mondscheinnächten auf den Bergen und an den Gletschern umherwandelte. Was, fragten die Leute, was hat der *Jäger* in solchen *Nächten* draußen im Gebirge zu suchen und zu schaffen? Man wußte ja wohl recht gut, daß er nicht etwa, wie andere Burschen seines Alters, in solchen Nächten ein geliebtes Mädchen, vielleicht in weiter Ferne, heimsuchte.

Ein alter Vetter hatte ihn wohlmeinend mehr als einmal vor den Gefahren solcher nächtlichen Wanderungen gewarnt und ihm gesagt, wie im Mondschein allerlei unheimliches Gewürm und anderes Nachtgethier aus seinen Schlupfwinkeln hervorkomme, so wagten sich in solcher Zeit auch andere Wesen hervor, die das Tageslicht scheuten, um Menschen zu verlocken und zu berücken. Der Jäger aber hatte anfänglich ungläubig zu solchen Reden gelacht und endlich erklärt, man möge ihn „seine Wege" gehen lassen. Der Mondschein sei es, und er allein, der ihn unwiderstehlich hinaus-

ziehe, als legten sich seine Strahlen wie Schlingen um ihn. Die Berge, die er über Alles liebe, erschienen ihm im Mondlichte viel tausendmal herrlicher und majestätischer, als in dem nüchternen Sonnenschein, oder gar bei sonnenlosem, trübem Wetter. Wenn er die kahlen Felsenzacken, die grünen Matten und die weißen Gletscher vom Monde beglänzt vor sich sehe, fühle er in sich ein Etwas, das er gar nicht begreife, nicht beschreiben und ausdrücken könne, das ihm aber unsaglich wohl thue.

Der alte Vetter senkte schweigend sein graues Haupt, als fürchte er, solch abenteuerliches Treiben könne nimmermehr zu gutem Ende führen.

An einem Frühlingsabend — er hat es selbst erzählt — als spät am Tage ein heftiges Gewitter über Grindelwald hingezogen, das Echo der Donnerschläge unlängst erst verhallt, die Luft aber so weich, so lieblich wie vielleicht am ersten Schöpfungsmorgen, so erquicklich war, daß man sie wie einen süßen Trank begierig in sich zog und die Brust verlangend sich ihr entgegendehnte, stieg der Mond aus den zerrissenen Wolken hervor und breitete sein Licht — wie immer, bevor er über das Wetterhorn herüber in das Thal schaut — gleich einem dünnen silberschimmernden Schleier über die Ge-

gend. Es war andächtig still in dem großen Gotteshause, der Natur; die jungen Blätter, die der Gewittersturm geschüttelt hatte, hielten sich, wie ermüdet, regungslos an den Bäumen und ließen nur von Zeit zu Zeit einen Tropfen fallen, gleich einer Thräne; kein Insekt zirpte oder schwirrte; nur die zahllosen kleinen Quellen, Bäche und Wasserfälle rieselten, murmelten, plätscherten und rauschten ihr einförmiges Lied. Es war eine Nacht voll Segen und Fruchtbarkeit, voll Duft wie von Weihrauch, eine Nacht, die auch Andere als den Adler-Fritz mit ihren Zauber herauslocken konnte.

Der Jäger hatte in der That dem Reize nicht widerstehen können und sein Häuschen verlassen, sobald der erste Mondesschimmer auf die Matte fiel. Er war diesmal gerade hinauf gewandert die kurze Strecke nach dem Gletscher, dem Eismeere zu, wohin ihn sonst selten seine Schritte trugen. Obwohl er in der Ferne Lauinen fallen hörte, achtete er doch nicht auf ihren ihm schon längst vertrauten, eigenthümlichen seltsamen Ton, sondern stieg weiter und weiter, an schwarzen Abgründen, an weißen Schneefeldern, an tief gähnenden Eisspalten hin, auf deren Grunde die Wasser rauschten und die da, wo sie von den Mondesstrahlen getroffen wurden, wie riesige bläu-

liche Krystalle blitzten. Leichte weiße Wölkchen zogen um die Spitzen der Berge, als tanzten Nebelgestalten da einen luftigen Reigen. Auf dem Eise des Gletschers selbst aber blitzte und leuchtete es oft plötzlich auf, bald hier, bald dort, als streue eine unsichtbare Hand flimmernde Diamanten oder Funken umher. Dem einsamen Wanderer kam es sogar bisweilen vor, als trippelten leichte Füßchen bald vor, bald hinter, bald neckisch um ihn herum. Er wußte gewiß, daß er Aehnliches nie gesehen und gehört hatte. Darum richtete sich seine Aufmerksamkeit ausschließlich auf diese seltsame Erscheinung; er strengte Auge und Ohr an, um zu sehen und zu hören, was Wunderbares um ihn her vorgehe; bald blieb er stehen, bald ging er weiter, ohne auf den Weg zu achten und ohne zu bemerken, daß er bereits auf das Eis des Gletschers selbst gelangt sei.

Etwa zwanzig Schritte vor ihm schien plötzlich eine weiße Gestalt aufzutauchen. Oder war es Nebel, der von dem Eise aufstieg? Nein! Er erkannte ja an der Gestalt deutlich menschliche Formen, nur schienen sie von einem langen und weitfaltigen weißen Gewande umhüllt zu sein, während es auf ihrem Haupt blitzte wie durch einen Schleier ein Kranz von funkelnden Edelsteinen. Verwun-

dert blieb Adler-Fritz stehen. Da hob die Gestalt einen Arm und machte eine winkende Bewegung. Er kannte keine Furcht, aber es war ihm doch, als hauche ihm eine kalte Luft an und ein leichter Schauer rieselte ihm durch die Glieder. Als die Gestalt gleich darauf noch einmal winkte, ging der Jäger entschlossen, schneller schreitend, auf sie zu. Er kam ihr so nahe, daß er erkannte, sie sei eine Frau oder Jungfrau, aber eine wie er ähnlich keine andere zuvor gesehen. Ein blendend weißes weites Gewand, das ein bläulicher Gürtel unter der Brust zusammenhielt, umgab sie, und von ihrem Haupte, an dem es funkelte, als trüge er kleine Sterne, fiel ein leichter, langer Schleier nieder. Er erkannte sogar ein bleiches Gesicht, und leuchtende Augen darin, die ihm anblickten, lockend und ihm sagen zu wollen schienen: „komm und fürchte Dich nicht!" Als er nur noch wenig Schritte von ihr entfernt war, winkte die Gestalt noch einmal, dann drehte sie sich um und ging langsam, unhörbaren Trittes weiter. Am Boden um sie her leuchtete und flimmerte es in der Art, wie er es vorher schon gesehen, nur glänzender noch und an zahllosen Stellen. Er wußte nicht, ob er folgen solle oder nicht, und obgleich es ihm mächtig der Gestalt nachzog, wäre er doch vielleicht

zurückgeblieben, wenn sie nicht noch einmal den Kopf nach ihm herumgewendet und ihn dabei mit einem Blicke angeschaut hätte, dem zu widerstehen ihm unmöglich war. Er wollte fragen, was sie von ihm wünsche, wer sie sei und wie sie in diese Eis- und Schneewildniß gekommen, aber die Zunge war ihm wie gebunden. So folgte er der Gestalt zwar, aber schweigend, wie lange, wie weit, wußte er nicht zu sagen, bis er sich an einer Art Pforte befand, auf die der Mond seine hellsten Strahlen warf und die auf blauschimmernden starken Pfeilern zu ruhen schien. In diese offene Pforte hinein schritt die Gestalt, und zwischen den blauen Pfeilern drehte sie sich noch einmal nach dem nachfolgenden Jäger um. Auch hielt sie ihm eine Hand entgegen, als wünsche sie, daß er dieselbe ergreife und sich so weiter geleiten lasse. Es überkam ihm aber vor dem geheimnißvollen Eingang mit einem Mal ein seltsames Zagen und Bangen; er gedachte unwillkürlich aller schauerlichen Sagen und Mährchen, die man ihm erzählt hatte, und wie betend sprach er halblaut vor sich hin:

„Herr Gott, steh mir bei!"

Da fuhr alsbald ein betäubendes Donnergekrach durch das Eis des Gletschers, daß es unter seinen Füßen zitterte und wankte; mit dumpfem Getöse

stürzten auf mehreren Seiten zugleich Lauinen nieder; der Mond verbarg sich hinter einer schwarzen Wolke, die blaue hohe Pforte und die weiße Gestalt verschwanden.

Eine lange Zeit stand Adler=Fritz wie betäubt da, als er wieder zum vollen Bewußtsein gekommen war, sah er sich forschend um, ob er die Jungfrau irgendwo wiederfinde. Wie er aber auch die Blicke suchend umhersandte, nirgends war eine Spur von ihr zu entdecken, eben so wenig von dem eigenthümlichen Blitzen und Flimmern am Boden, das ihm so seltsam erschienen war. So mußte er endlich an die Heimkehr denken. Als er sich wandte, um den, wie er glaubte, nur kurzen Weg nach seinem Häuschen anzutreten, erschien ihm die ganze Umgebung fremdartig, und er erinnerte sich nicht, diese Felsenzacken, die dahier wie Riesenwächter um ihn und das „Eismeer" herstanden, jemals vorher gesehen zu haben. Und wie war er auf den Gletscher selbst gekommen? Er konnte sich darauf keine Antwort geben. Auch konnte es nur seiner sehnichten Kraft möglich werden, ihn ungefährdet hinüberzubringen über die Eismassen mit den zahlreichen klaffenden Spalten, die hier und da wohl gar eine leichte, frische Schneedecke

dem Auge verbarg, welche einbrechen mußte, so bald er den Fuß darauf setzte.

Wie ein Träumender, er wußte selbst nicht wie, kam er in sein Haus zurück, und in wachen Träumen verbrachte er den noch übrigen Theil der Nacht. Immer und immer stand die schlanke weiße Gestalt mit den freundlich blickenden, den leuchtenden Augen und der winkenden Hand vor seiner Seele. Wer war sie? Was wollte sie von ihm? fragte er sich wohl hundert Mal, ohne daß er sich eine nur irgend befriedigende Antwort darauf zu geben vermochte.

Mit dem ersten Morgengrauen nahm er seinen Stutzen, um wo möglich dorthin zu wandern, wo ihm in der vergangenen Nacht die Wunderbare erschienen war, und vielleicht eine Spur von ihr, oder doch die Stelle zu finden, wo sie seinen Blicken entschwunden war.

Mit einer selbst bei ihm seltenen Kühnheit ging er auf der Gletscherfläche nach allen Richtungen hin, wo er immer nur den Fuß hinsetzen konnte; aber er sah nichts als eine weite Oede von blendendem Schnee und starrem Eis, nicht einmal Spuren von seiner eigenen nächtlichen Wanderung, und blitzte und funkelte es ja einmal vor ihm, wie in jener Nacht, so überzeugte

er sich stets bald, daß es nur die Sonnenstrahlen waren, die sich in Eiskrystallen brachen.

Er trat an manche der Gletscherspalten, die im schönsten Himmelblau erglänzten, aber nirgends zeigte sich da etwas, das der Pforte und den Pfeilern ähnlich gewesen wäre, wo er die wunderbare Jungfrau zum letzten Male gesehen. Auch an leichten Morgennebeln fehlte es nicht, die vom Boden aufstiegen und um die zackigen Höhen sich legten, aber zu einer menschenähnlichen Gestalt formte sich keiner. Je höher dann die Sonne stieg, um so fester mußte sein Glaube werden, daß die Nacht und der Mondschein ihn getäuscht hätten, und endlich verspottete er sich selbst darum, daß er einen Augenblick das, was er gesehen, für etwas Wunderbares, und das Wunderbare für wahr und wirklich habe halten können.

Es mochte Mittag sein, als er Bäteli's Sennhütte vor sich liegen sah, und zum ersten Mal kam ihm der Gedanke, zu dieser Hütte hin zu gehen und mit dem Mädchen ein halbes Stündchen zu verplaudern. Als Bäteli den stattlichen Jäger so unerwartet in ihre Hütte treten sah, erschrak sie so sehr, daß sie den Milcheimer, den sie eben trug, beinahe hätte fallen lassen. Kaum vermochte sie den freundlichen Gruß freundlich zu

erwiedern, und abwechselnd überflog tiefe Blässe und hohe Röthe ihre Wangen. Sie war schlanker und zierlicher gebaut als die anderen Mädchen ihres Standes in der Umgegend. Ihre Glieder sahen so fein aus, daß man auf den ersten Blick zweifeln mußte, ob sie die schwere Arbeit verrichten könnten, die von ihr verlangt wurde. Ihr Gesicht war mehr länglich als rundlich, mehr blaß als roth, aber von der Luft und der Sonne gebräunt. Im Profil namentlich hatte es einen fast edeln Schnitt. Die dicken Flechten ihres braunen Haares fielen ihr weit auf den Rücken hinab. Das Auge war hellbraun wie eine eben gereifte Nuß, und voll sanfter Freundlichkeit. Das kurze schwarze Mieder legte sich wie liebkosend um den schlanken Leib, und das blendend weiße Hemd verrieth keinen überquellenden Busen, wie bei den meisten anderen Mädchen dort. Die Hände waren zwar hart von vieler und schwerer Arbeit, aber auffallend klein, wie die nackten Füße zierlich und fein geformt. Der Klang ihrer Stimme endlich war voll, aber lieblich weich, und er sprach wunderbar zu dem Herzen der Hörer.

„Sage mir, Bäteli," fragte der Adler-Fritz, nachdem sie ihm auf sein Gesuch Brod und Milch vorgesetzt hatte, „fürchtest Du Dich nicht, da Du

so ganz allein bist, hier oben in dieser Einsamkeit?"

„Fürchten?" antwortete das Mädchen unbefangen. „Menschen kommen nur selten auf diese stille Höhe, böse gar nicht, denn diese wagen sich nicht hierher, wo sie Gott näher und mitten in seiner Herrlichkeit sein würden. Meine Kühe folgen mir willig, denn jede kennt meine Stimme, wie ich den Klang ihres Glöckchens. Ein Adler fällt mich nicht an, und vor der Macht des Bösen schützt mich der liebe Gott, zu dem ich bete."

So kindlich einfach auch diese Worte waren, machten sie doch einen ganz unerwartet tiefen Eindruck auf den Jäger, der sehr ernst wurde, aber nichts darauf erwiederte. Sie versetzten ihn plötzlich wieder in die vergangene Nacht, und erinnerten ihn daran, daß ihm die weiße Jungfrau verschwunden war, als er — gebetet hatte. Sollte sie ein böser Geist gewesen sein, eines jener unheimlichen Wesen, die, wie sein alter Vetter ihm gesagt, das Licht des Tages scheuen, in der Nacht aber erscheinen, um Menschen zu verlocken und zu berücken? Wie ein entfesselter Strom überflutheten ihn beängstigende Gedanken und Vermuthungen, darum litt es ihn nicht länger in dem engen Raume der Sennhütte, sondern es

trieb und drängte ihn hinaus, gewaltsam, in das Licht der Sonne und in die freie Luft. Er stand rasch auf, und zum ersten Male reichte er dem Mädchen die Hand. Dann blickte er sie lange an und in fast bittendem Tone sagte er zu ihr:

„Vergiß nie zu beten, Bäteli! Und bete auch, daß Gott — mir gnädig sei!"

Ohne eine Antwort abzuwarten, schritt er hinweg, Bäteli aber blieb lange in der niedrigen Thür der Hütte stehen und schaute ihm verwundert nach. Sie verstand weder sein Benehmen, noch seine Worte, doch hatte es ihr wohlgethan, daß er sie aufgefordert, auch für ihn zu beten. Sie durfte ja nun an ihn denken und sie nahm sich auch sogleich vor, recht oft und recht inbrünstig für ihn zu Gott zu beten.

Die Last der Gedanken aber, die der Adler-Fritz von ihr mit sich hinweg genommen hatte, wurde auch im Freien und im Sonnenschein nicht leichter. Vor Allem bemühte er sich, die Möglichkeit zu bekämpfen, daß die herrliche Frauengestalt, die ihm erschienen war, ein böser Geist gewesen sein könne. Gedachte er der zauberischen Augen, mit denen sie ihn angeblickt, so sträubte sich sein Herz gewaltig, an jene Möglichkeit zu glauben. Wenn er sich auch gestehen mußte, daß ein ge-

wisses unheimliches Feuer ebenfalls aus jenen Augen geblitzt hätte, so sagte er sich doch zu wiederholten Malen: böse Geister, die zu verlocken und zu berücken suchten, könnten nicht lieben. Und daß Liebe aus den Augen der Jungfrau wie ein warmer Sonnenstrahl ihn berührt hatte, fühlte er noch in diesem Augenblicke. Ach, er wußte freilich noch nicht, daß kein böser Geist gefährlicher berückt, als die Liebe, die viel tausendmal häufiger betrügt, als beglückt! Das schließliche Ergebniß seines langen Sinnens und Grübelns war indeß der Vorsatz, in der nächsten Nacht nicht wieder, wie er sich doch früher vorgenommen gehabt, an dem Eismeere hinaufzugehen, um die Jungfrau nochmals zu suchen.

Zwei Nächte hindurch bezwang er in der That sein Herz, das ihm, wie die Stimme der Versuchung, unaufhörlich zuflüsterte, die schöne Unbekannte erwarte ihn, und wenn er feig daheim bleibe, verscherze er irgend ein Glück, daß sie ihm zugedacht. Es galt zum wenigsten ein wichtiges Geheimniß, weil sie ihn in der Nacht und an einem so ungewöhnlichen Orte aufgesucht hatte.

In der dritten Nacht, als der Mond mit ganz ungewöhnlichem Glanze schien, konnte er dem Drängen seiner sehnenden Seele nicht länger wi-

derstehen. Er verließ sein Haus und ging den etwa halbstündigen Weg von da nach der Gletschergränze hinauf. Das Herz klopfte ihm dabei so gewaltig, wie er es kaum je bei dem angestrengtesten Steigen auf steile Höhen empfunden hatte, obgleich der Weg für ihn nichts weniger als beschwerlich war. Ueberhaupt war ihm wunderlich seltsam zu Muthe, entweder als gehe er einer großen Gefahr und doch zugleich einem außerordentlichen Glücke entgegen, oder als wolle er etwas Unrechtes thun, das ihn gleichwohl mit geheimnißvollem Reize anzog.

Kaum hatte er den Rand des Gletschers erreicht, so zeigten sich auch wieder, wie bei seiner ersten nächtlichen Wanderung da, die schimmernden Funken, diesmal aber nicht neckisch wie damals um ihn herum. Auch schienen sie größer zu sein, und sie bewegten sich nicht am Boden, sondern schwebten in einiger Entfernung über demselben. Sie hoben und senkten sich, wie tanzend, immer ihm voraus, als wollten sie ihn geleiten und den rechten Weg führen.

So schritt er lange dahin, das Auge unverwandt auf die hüpfenden Funken gerichtet. Um ihn her aber rauschte es bisweilen unheimlich, wie von gewaltigen Flügelschlägen. Einmal blieb

er stehen, denn er hörte deutlich eine schmerzlich klagende Frauenstimme von einem zerklüfteten Felsen her, aber er sagte sich auch bald, es sei der Wind, der in den Rissen und Höhlungen jene schauerlichen Töne hervorbringe, die ihn schon manchmal, auch am Tage, auf seinen Wanderungen auf den Bergen getäuscht hätten.

Hu! Welch Ungethüm lag da vor ihm, schlangenartig langgestreckt, mit dickgeschwollenem Leibe, kurzen Beinen, katzenähnlichen rundem Kopfe, — einem Büschel darauf gleich einer Krone, deren Spitzen leuchteten, mit langen, scharfen Zähnen, und großen weißglänzenden Augen? Die Haut schimmerte, als sei sie aus Tausenden kleiner Schildchen oder Schuppen von Silber gebildet. So lag es, in einiger Entfernung vor ihm und zur Seite, behaglich auf dem Eise im hellen Mondenscheine. So grausenhaft aber auch das Geschöpf aussah, es machte wenigstens keine drohenden Bewegungen gegen den Jäger, der denn auch furchtlos weiterging, wenn auch etwas langsameren Schrittes, weil die weißen, großen Augen des Thieres auf ihn gerichtet waren, als wollten sie ihn in ihren Bann locken. Oftmals schon hatte er von dem riesigen Eiswurme erzählen hören, den Manche gesehen haben wollten,

aber er hatte nie glauben mögen, daß es wirklich ein solches ungeheuerliches Thier gebe, weil er auf allen seinen Wanderungen, bei Tag und bei Nacht, über das Eis und den Schnee seiner heimathlichen Berge Keines je erblickt bis diesen Augenblick. Während er das seltene und seltsame drachenartige Geschöpf betrachtete, bewegte sich dasselbe auf den kurzen Beinen schwerfällig hinweg, dann sah er nur noch den langen Schweif langsam sich hinringeln und bald war es in der Ferne ganz verschwunden.

Rascher schritt nun der Jäger wiederum weiter, den wie ungeduldig vor ihm hüpfenden Flämmchen nach, und er blieb nicht einmal stehen, um zu lauschen, als er leise, liebliche Töne vernahm, die, tief aus dem Eise unter ihm, wie süß lockende Musik emporklangen, und sein Herz zauberisch ergriffen, als sprächen sie das aus, was er selbst im Busen wie Sehnsucht empfand.

Die kleinen Lichter, denen er unwillkürlich folgte, führten jetzt, auf ganz bequemem Wege, abwärts in eine Schlucht oder ein enges Thal, das aber nicht grün war, wie die Thäler draußen, sondern vielmehr im lieblichsten Himmelblau glänzte. Je tiefer er darin hinabstieg, um so weniger konnten die Mondstrahlen hereindringen; das Licht wich

deshalb mehr und mehr daraus und über das Ganze legte sich ein eigenthümliches bläuliches Dunkel. Die Seiten des Thales selbst stiegen höher und steiler empor, sie rückten zugleich näher an einander, da aber, wo sie sich von beiden Seiten her zusammenschließen zu müssen schienen, begann eine säulengetragene, kuppelartig überwölbte Halle.

Trotz dem inneren Drange, das Abenteuer zu bestehen, wie es auch endigen möge, blieb der Adler-Fritz doch unentschlossen hier stehen, bald indeß trat, zwischen zwei der Säulen hervor, die schlanke, weiße Frauengestalt, die er schon einmal gesehen und die er jetzt gesucht hatte, ihm entgegen, winkte ihm schweigend mit der Hand, ihr zu folgen und sah ihn dabei mit ihren leuchtenden Augen an, deren Gewalt er nicht hatte vergessen können, seit er sie zum ersten Mal erblickt. Jetzt sah er sie unverwandt, verwundert, erstaunt an, und er folgte ihr, denn es überkam ihn in ihrer Nähe diesmal ein so wonniges Gefühl, wie er es nie zuvor empfunden hatte. Er hätte ihr zu Füßen fallen oder, noch lieber, sie in seine Arme schließen mögen, denn so unbekannt, so fremdartig, so ganz anders als alle anderen Mädchen, die er kannte, sie auch war, er fühlte keine Befangen-

heit neben ihr, im Gegentheil, es war ihm, als kenne er sie schon seit langer Zeit, ja als sei sie diejenige, deren Bild er immer im Herzen getragen, die zu er finden und zu lieben, von der geliebt zu werden er immer gewünscht hatte.

Sie gingen schweigend und langsam durch einen weiten, hohen, runden Saal, um den herum zierliche Säulen liefen, und in den, von einem unsichtbaren Punkte aus, ein dämmerndes Licht fiel, wie das sanfteste Mondlicht oder wie Morgenschimmer. Wunderlich geformte glänzende Sträucher und Blumen, die in dem Lichte blitzten, als wären sie von Krystall, standen, in Gruppen geordnet, zwischen den Säulen. In der Mitte des Saales warf ein Springbrunnen seine Strahlen empor, die dann, in Millionen Perlen zerflatternd und zerstäubend, plätschernd in ein alabasterweißes Becken fielen. Von einer Seite her hörte man ein sanftes Klingen wie von entfernten silberhellen Kinderstimmen.

Als die Jungfrau mit ihrem Begleiter zwischen zwei Säulen hindurchgegangen war, standen sie an einem Vorhange, der sich nur mit dem leichten bläulichen Dufte vergleichen ließ, welcher bisweilen über den Bergen liegt. Zu beiden Seiten des Vorhanges standen je zwei ganz in Grau

gekleidete Zwerge, je ein Alter mit großem weißem Barte, finsterer Miene und traurig ernsten Augen, und Einer mit glatterem, jugendlichem Gesicht und schelmisch lächelnden Augen. Sie verbeugten sich gleichzeitig, als die Jungfrau herantrat, und sie zogen den Vorhang zurück, der sofort hinter den Eintretenden sich wiederum schloß.

Der Jäger befand sich nun mit seiner Führerin in einem Gemache, bei dessen Anblick er staunend und wie geblendet stehen blieb. Eine Schaar ganz kleiner, weiß gekleideter Mädchen, mit blitzendem Schmucke reich geziert, kam ihnen entgegen und schlang unter leisem Gesange zierliche Tänze um sie. Die Luft war lieblich frisch wie an einem Frühlingsmorgen, und in dem Gemache glänzte ein Licht wie Morgenroth, so daß Alles darin aus Gold und Rubinen zu bestehen schien. Dabei war es erfüllt von berauschendem Dufte, wie von den edelsten Alpenkräutern und den seltensten Blumen. An der einen Seite des Gemachs stand eine Art Ottomane, die aussah, als sei sie aus frischgefallenem Schnee und Silber gefertigt. Die ganze Wand ihr gegenüber bedeckte ein riesengroßer Spiegel. Zu beiden Seiten desselben gruppirten sich die winzigen weißen Mädchen, die sodann auf einen

Wink der Gebieterin geräuschlos verschwanden. Diese selbst nahm vor dem Spiegel den Schleier nebst den blitzenden kleinen Sternen aus dem Haar, das alsbald in langen blonden Ringellocken auf die blendendweißen vollen Schultern fiel. Auch der Ausdruck ihres Gesichts schien sich nun gänzlich zu verändern, denn während er bis dahin ernst, kalt, ja streng gewesen war, wurde er heitermild und kindlich lieblich, so daß der Jäger freudig erstaunt und ermuthigt ihr einen Schritt näher trat.

„Ich habe Dich lange beobachtet," begann die Jungfrau, zu ihm gewendet, und ihre Stimme klang unbeschreiblich schmeichlerisch weich und süß vertraut; „ich kenne den furchtlosen Muth Deines Herzens und die Kraft Deiner Glieder; ich weiß, daß Du nicht tändelst und liebelst mit den Mädchen auf den Bergen, wie die anderen Bursche, weil Du wohl fühlst, daß Du zu Höherem und Besserem bestimmt bist. Ja, und *ich* werde Dich erhöhen, denn ich bin die Beherrscherin dieser Berge. Meine Macht ist groß, und unberechenbar die Zahl meiner Diener, die stets bereit stehen, um auf einen Wink meine Wünsche zu erfüllen und meine Befehle zu vollziehen. Aber die Macht allein giebt *nicht* das Glück, und so bin ich — nicht glücklich. Ich stehe allein, und empfinde es schmerz-

lich. Seit längerer Zeit schon fühlte ich in mir ein tiefes, unklares Sehnen, das ich nicht zu deuten vermochte. Erst als ich Dich gesehen und wiedergesehen hatte, verstand ich es, und nun weiß ich, was sich mir im Busen regt."

Sie hielt inne, sah den Jäger mit einem Blicke an, der ihn ihr völlig gewann, und setzte dann in einem Tone hinzu, welche aus der tiefsten Tiefe ihres Herzens zu kommen schien:

„Liebe mich! o liebe mich! und ich will Dich groß und glücklich machen, wie es ein Sterblicher noch nie gewesen ist."

Diese Worte, noch mehr aber der Ton, in welchem sie gesprochen wurden, und die Blicke, die sie begleiteten, überwältigten den Jüngling so, daß er die Arme ausbreitete und die Holde ungestüm an seine Brust, sowie seine Lippen auf die ihrigen preßte.

Aber — entsetzt ließ er alsbald die Arme wieder sinken und entsetzt zog er seinen Mund zurück, denn die Jungfrau, die er berührt hatte, war kalt wie Eis, und das Gesicht, selbst die Lippen, weiß wie Schnee. Sein Herz, das heiß geschlagen, erstarrte fast an dem kalten Busen, und der Athem, der sein Gesicht berührte, war eisiger Hauch.

„Bleibe!“ flüsterte sie ihm zu. „Fürchte Dich nicht, denn an Deinem Busen will und werde ich erwarmen.“

„Laß mich!“ entgegnete aber der Jäger, indem er sich aus dem Arme der Jungfrau loszuwinden suchte, als wären sie Schlangen, die ihn erdrücken wollten.

„Liebe mich! o liebe mich!“ wiederholte sie. „Mein Glück ist meine Rettung und — Deine Seligkeit.“

„Ich erstarre!“ seufzte er, und Kälte lief durch seine Adern.

„Ich lasse Dich nicht,“ antwortete sie, „Du gelobtest mir denn wieder zu kommen, wann und so oft ich Dich rufe.“

Ihre Augen suchten die seinigen, und er konnte der Macht derselben auch jetzt nicht widerstehen; er schwur, auf ihren Ruf wiederzukommen, zugleich aber versuchte er von neuem, sich loszumachen und zu entfliehen.

„Noch einen Augenblick, Geliebter!“ bat sie. „Du ahnst nicht, wie wonnig wohl mir die Wärme thut, die von Dir ausgeht. Merke auf! Wenn Abends die Spitzen meiner Alpen glühen, so nimm es als ein Zeichen, daß ich Dich hier erwarte,

aber wehe Dir, wenn Du feig den Schwur brichst, der Dich jetzt an mich gebunden hat!"

Während sie so sprach, ließ sie ihre Arme allmälig von ihm los, und er wollte nun eilig hinweggehen. Sie aber hielt ihn noch einmal zurück.

„Nein!" sagte sie. „Du sollst nicht zurückgehen. Meine Diener bringen Dich in Deine Wohnung."

Gleichzeitig legte sie ihm ihre Hand auf sein Herz, das unter der Kälte desselben schwächer und schwächer schlug, bis der Jäger endlich wankte und auf den weißen Sitz niedersank. Die Sinne vergingen ihm und das Leben schien ganz von ihm zu weichen.

Trugen ihn die Diener der Jungfrau, wie sie gesagt, hinweg? Wurde er auf andere Weise aus dem Gemache und von dem Gletscher hinweggebracht? Er wußte es nicht, aber am andern Morgen erwachte er in seinem Bette.

Er rieb sich die Augen und sah sich um. Hatte er geträumt, oder war Alles, dessen er sich erinnerte, wirklich geschehen? Den Eindruck, der ihm geblieben, konnte er freilich nicht von Herzen einen angenehmen nennen, wenn er sich auch gestehen mußte, daß die Jungfrau, die er in seinen Armen gehalten hatte, schön und liebreizend, und daß namentlich ihre Augen zauberisch ver-

lockend gewesen. Wäre nur nicht die Eiseskälte von ihr ausgegangen! Noch immer empfand er einen gewissen Schauer, wenn er daran dachte. Freilich hatte sie ihm gesagt, sie würde an ihm und durch ihn erwarmen. Geschah dies einmal wirklich, dann, ja dann mußte sie um noch viel, viel verführerischer und entzückender sein. Wenn warmes Blut durch ihre Glieder floß, färbten sich gewiß auch ihre Wangen und Lippen roth, und ihre Schönheit erblühte vollständig.

Konnte er diese Umgestaltung der herrlichen Jungfrau bewirken, die sie ihre Rettung und ihr Glück genannt hatte, so war es doch in der That eigentlich auch kein gar großes Opfer von ihm, sie einigemal noch kalt und erkaltend in den Armen zu halten, zumal diese Kälte sicherlich mehr und mehr abnahm und allmälig minder erschreckend auf ihn wirkte. Ueberdies war sie, wie sie ihm auch gesagt, die mächtige Herrin und Beherrscherin der Berge; und wenn er auch nur geringen Werth auf die Schätze legte, die sie ihm wahrscheinlich ertheilen konnte und wollte, so schmeichelte es doch seinem Ehrgeiz und seinem Stolze, durch sie über alle Sterblichen, wenigstens über alle seine Bekannten weit und breit, dadurch erhoben zu werden, daß die Mächtige vor allen Söhnen der Her-

ren und reichen Bauern ihm, dem armen Jäger, ihre Liebe schenkte. Er war deshalb bald entschossen, von neuem die aufzusuchen, die ihn bereits den Geliebten genannt und — endlich seliges Glück verheißen hatte.

Der Tag war sonnenhell, Adler-Fritz aber blieb, ganz gegen seine Gewohnheit, daheim, nicht etwa weil er eine gewisse Ermattung in seinen Gliedern fühlte, sondern weil er in der Nähe sein wollte für den Fall, daß die Jungfrau ihm das weithin leuchtende Zeichen gebe, in ihre Arme zu eilen. Mit wachsender Sehnsucht harrte er dem Abend entgegen. Endlich kam er, aber nicht der leichteste goldene Schimmer ließ sich an den schneebedeckten Berghäuptern sehen, und da das verabredete Zeichen ausblieb, wagte der Jäger nicht, seine Unbekannte aufzusuchen.

Mißmuthig, nach den Ursachen grübelnd, die sie wohl fern halten könnten, fast verzweifelnd saß er lange vor seinem Hause, und erst sehr spät begab er sich zur Ruhe. Als dann der andere Morgen wiederum anbrach und die Hoffnung ihn aufrichtete, am Abend dieses Tages werde gewiß seine Sehnsucht befriedigt werden, schlichen die Stunden unbegreiflich langsam, als wollten sie ihn reizen durch ihr Zögern, oder als sollte die

Sonne diesmal gar nicht untergehen. Sie rückte indeß allmälig dem Horizont näher, dann sank sie hinab und — die Hochzeitsfackel leuchtete von den Bergen hell und weit in das Land hinein: die höchsten Spitzen der Schneeriesen sahen aus als würden sie mit geschmolzenem Golde übergossen und als ströme die feurige Gluth funkensprühend, mit Staub von Rubinen und Diamanten überstreut, an den Seiten herab. Der Adler-Fritz stand bereits oben an dem Gletscher, um sofort bereit zu sein, wenn er durch solches Alpenglühen beschieden werde.

Die kleinen Lichter, die ihn bei seinen früheren Wanderungen auf dem Eise geführt hatten, stellten sich alsbald wieder ein, und diesmal erkannte er, entweder weil er genauer hinsah, oder weil sein Auge bereits befähigter war, geisterhafte Wesen zu sehen, daß das, was er für Flämmchen gehalten hatte, ganz kleine, wie Nebelgestalten halbdurchsichtige, Zwerge waren, die auf den zierlichen Köpfchen ein Flämmchen, einen Lichtschein trugen wie Leuchtkäfer. Sie trippelten und tänzelten eifrig vor ihm her, und bald gelangte er an die ihm schon bekannte Eingangshalle, die Herrin des Eispalastes aber zeigte sich diesmal nicht schon hier, der Jäger wurde da vielmehr von

einer Anzahl der kleinen weißgekleideten Mädchen empfangen, die er schon das letzte Mal gesehen hatte und denen er ohne Scheu folgte. Der große runde Saal war diesmal durch viele Tausende von kleinen schimmernden Lichtern erhellt. Zu den beiden Seiten des bläulichen Vorhangs stellten sich die Führerinnen auf, dann zog er sich von selbst zurück, um den Jüngling einzulassen und er schloß sich sofort hinter ihm. In dem Gemache aber, das wiederum der lieblichste Duft erfüllte, das aber jetzt nicht im röthlichen Lichte glänzte, sondern durch eine an der Decke schwebende schwachleuchtende Kugel nur dämmernd erhellt war, empfing ihn die reizende Gebieterin.

Sie saß auf dem weißen Sitze und winkte, neben ihr Platz zu nehmen.

„Willkommen!“ sagte sie. „Und wohl Dir und — mir, daß Du Wort gehalten hast!“

Sie erschien ihm heute so schön, dabei aber auch so voll Hoheit, daß er nicht sogleich wagte, den ihm bezeichneten Platz neben ihr einzunehmen, sondern sich vielmehr unwillkürlich vor ihr auf die Knie niederließ. Sie lächelte ihm zu, bog sich zu ihm nieder, ganz nahe zu ihm, so daß ihr Gesicht das seinige fast berührte. Freudig bewegt sagte sie ihm dabei:

„Siehst Du, daß bereits nach Deiner ersten warmen Umarmung, nach Deinem ersten heißen Kusse, ein leichter rosiger Schein auf meinen Wangen sich zeigt, wie der erste Morgenschimmer am Himmel vor dem Aufgang der Sonne? Fühlst Du, daß mein Athem Dich minder kalt anweht? Auch hier" — und sie legte die Hand auf ihren Busen — „beginnt es leise sich zu regen, wie im Wintereise, wenn der erste warme Frühlingshauch darüber geht. Ich bin hoffnungsfroher als je."

Während sie so sprach und der Jäger sich überzeugte, daß ihre Wangen allerdings sich leicht zu röthen begannen, beugte sie sich noch tiefer herab, drückte ihre Lippen verlangend auf die seinigen, legte die Arme um ihn und zog ihn zu sich empor. Da der Jüngling nicht mehr zweifeln konnte — weil ihm ja der Augenschein den bereits beginnenden Erfolg zeigte — daß er in der That zu bewirken vermöge, was sie von ihm wünschte — ihre Erwärmung; da das Glück, welches ihm nach dem Gelingen erwartete, ihm immer wünschens- und deshalb auch opferwerther erschien; da ferner ihre Augen schon jetzt in gar zu verlockender Sprache zu ihm redeten, legte er seinen Arm um die herrliche Gestalt und drückte

sie fest und lange an sich, als wolle er auf einmal alle Wärme aus sich in sie überströmen lassen. Vielleicht geschah ja das ersehnte Wunder der Verwandlung schon jetzt und vor seinen Augen, wenn er nur lange genug ausdauerte! Sie aber schmiegte sich innig an ihn und ihre Lippen sogen begierig den warmen Hauch von seinem Munde ein. So lange sie ihn dabei in die Augen sah, dauerte er muthig aus, obgleich die Kälte, die von ihr ausging, mit immer tiefer dringendem Schauer ihn erfaßte, als sie aber ihre Augen, die ihn gleichsam gebannt gehalten hatten, in süßem Schmachten schloß, ließ er alsbald matt die Arme sinken und sprach leise:

„Ich sterbe!"

Er lehnte sich zurück, um sich zu stützen und — die Sinne vergingen ihm.

Am andern Morgen erwachte er wiederum in seinem Bett, ohne zu wissen, wie er dahin gekommen. Die Sonne stand bereits hoch am Himmel. Nie hatte er so lange geschlafen. Er, der bisher nur die Müdigkeit in Folge von anstrengenden Bergwanderungen gekannt hatte, fühlte eine seltsame Schwäche in allen Gliedern, und es fröstelte, ja es fror ihn fortwährend. Langsam stand er auf und langsam ging er hinaus, um

sich in den wärmsten Sonnenschein zu setzen. So saß er lange, sich über sich selbst verwundernd, aber ohne sich zu beklagen, denn er zweifelte keinen Augenblick, daß die sonstige Kraft und Wärme bald zurückkehren würde.

Während er noch da sich sonnte wie Einer, der von schwerer Krankheit erstanden ist, trat sein alter Vetter vor ihn hin, der gekommen war mit ihm zu reden und nun kopfschüttelnd vor ihm stehen blieb.

„Was ist Dir?" fragte er. „Hast Du das Fieber?"

„Nein, Vetter, das Fieber ist es nicht."

„Was ist's sonst? Du siehst ganz verändert aus, bleich und matt und sitzest hier in der Sonne!"

„Ich bin spät in der Nacht oder vielmehr früh am Morgen über den Gletscher gekommen, und die kalte Luft..."

„O, ich habe Dich wohl beobachtet. Was treibst Du? Schon mehrere Tage bist Du nicht wie sonst immer zur Jagd ausgegangen. Du schleichst umher wie ein Träumender, und wanderst in den Nächten draußen wie ein irrer Geist, der keine Ruhe finden kann. Drückt etwas Dein Gewissen?

So gehe in den Beichtstuhl, erleichtere Dein Herz durch ein offenes Geständniß, und thue Buße."

„Vetter, ich habe ein Mädchen gesehen..."

„Also verliebt bist Du? Nun — solches Leid vergeht meist gar bald. Aber den Verliebten ist es sonst immer zu heiß, und Dich — fröstelt es?"

„Sie ist kein gewöhnliches Mädchen... Oben auf dem Gletscher sah ich sie... Sie ist schön wie keine andere, reich und mächtig..."

„Auf dem Gletscher sah'st Du sie? Wie kam sie dorthin? Wer ist sie?"

„Ihren Namen kenne ich nicht, ich weiß nur, daß sie mich — liebt! Eine hohe, stolze Gestalt, in weißem Gewande erschien sie mir..."

„Unglückseliger! Die Eisjungfrau!? Hat sie Dich verlockt? Dann wehe Dir und uns Allen!"

„Die Eisjungfrau? Ja, die Beherrscherin der Berge, so nannte sie sich. Habt Ihr von ihr schon gehört? Ihre Macht ist groß und die Zahl ihrer Diener unberechenbar. Und schön ist sie, ach, schön über alle Beschreibung! Sie will mich erhöhen über Alle, und glücklicher machen, als je ein Sterblicher gewesen ist."

„Verloren, zeitlich und ewiglich verloren sind Alle, die in die Gewalt der bösen Geister fallen."

„Sie ist kein böser Geist! Wer ihr nur einmal in die Augen voll Liebe gesehen hat, kann und wird das nicht glauben. Sie will und sie wird in meinen Armen erwarmen und dann mit mir glücklich sein, glücklich!"

„Tödten wird sie Dich! Kehre um von dem Wege des Bösen, auf den Du Dich verirrt hast, so lange es noch Zeit ist; vertraue Dich unserem frommen Geistlichen an, damit er Dir beistehe mit der Macht der heiligen Kirche."

„Ich glaube ihr, die mich liebt, mehr als allen Geistlichen, und ich hoffe, daß meine Kräfte ausreichen werden, um auszuführen, was sie wünscht und was ich begonnen habe."

Er erzählte dann, was er bisher gesehen und gethan, und wie auch der alte Vetter ihn beschwor, abzulassen, er betheuerte wiederholt, den Schwur treu zu halten, den er der Geliebten gethan.

Er setzte in der That seinen nächtlichen Besuch fort, so oft das Glühen der Alpen ihn berief, bisweilen mehrere Nächte hinter einander, bisweilen nach kürzeren oder längeren Zwischenräumen.

Der Frühling verging und es war hoher Sommer geworden. In dieser langen Zeit hatte

der Adler-Fritz seine sonst gewohnte Bergwanderung nicht einmal unternommen, denn alle seine Lust und Freude daran war dahin, wie die — Kraft dazu verschwunden. Selbst der nicht eben ermüdende Gang hinauf zu dem Gletscher wurde ihm bei jeder Wiederholung beschwerlicher. Er verfiel von Tage zu Tage mehr, und die Leute im Orte betrachteten ihn mit furchtsamer Scheu, wenn auch nicht ohne theilnehmendes Mitleid, denn alle hatten vernommen, daß er mit der gefürchteten Eisjungfrau verkehre, und Alle erwarteten, daß sie ihm selbstsüchtig die Wärme seines Leibes und damit das Leben entziehen werde. Er selbst mußte sich allerdings sagen, daß er kaum noch ein Schatten von dem sei, was er gewesen, aber er erzählte immer und immer hoffnungsvoll dem alten Vetter, der ihn fast täglich besuchte und mit herzlichem Zuspruche ihn ermahnte, von dem bösen Geiste doch zu lassen, der ihm um sein Lebensglück und sein ewiges Seelenheil bringen werde, — die Geliebte sei bei jedem Besuche, den er ihr gemacht, schöner erblühet, heiterer und des Glückes sicherer, ihre Liebkosungen entzückten ihn, und er wolle lieber sterben, als sie entbehren; er werde aber nicht sterben, denn es gelte nur noch eine kurze Zeit auszudauern, dann sei die

Erlösung vollbracht, und damit sein und der Jungfrau Glück fest begründet.

In der ganzen Gegend umher schien unterdeß eine große Veränderung vorzugehen. Noch nie war der Schnee auf den Bergen so schnell und so reichlich geschmolzen. Er schwand sogar an Stellen, welche die ältesten Leute niemals schneefrei gesehen hatten. Von den Gletschern rann das Wasser, wie in Frühlingstagen im warmen Sonnenschein von beschneieten Dächern. Die Wasserfälle waren so zahlreich und voll, wie nie vorher. An tausenden von Punkten perlten und sprudelten neue Quellen und Quellchen hervor, die ihre Gewässer in kleinen Bächen sammelten, welche sodann im munteren Tanze und unter lustigem Geplätscher eilig hinunter in das Thal hüpften. Auf den Matten wuchs das Gras in nie gesehener Ueppigkeit; die Kräuter und Blumen dufteten stärker als je, und selbst an Stellen, die sonst immer Eis bedeckt hatte, keimten und sproßten junge Gräser hervor. Die Gemsbuben und Wildheuer jubelten, denn während die Ersteren ihre kletterlustigen Thiere zu lockendem Grün auf Höhen führen konnten, die sonst, von Eis verhüllt, kaum eine Gemse zu betreten gewagt hatte, fanden die Letzteren — die Wildheuer —

das duftigste Gras in Fülle auf zahlreichen kleineren, neu entstandenen Matten, die kein Grundbesitzer sich noch angeeignet hatte.

Bäteli allein achtete nicht auf die ungewöhnliche Fruchtbarkeit der Matten, nicht auf das Gedeihen ihrer Kühe, und nicht auf den reichlichen Milchertrag, den sie gaben. Still und schweigsam verrichtete sie ihre Arbeiten; während sie sonst sorglos und heiter in den Himmel hineingejodelt und mit der Lerche um die Wette gesungen hatte. Sie betete täglich mehrmals für den Adler-Fritz, wie sie ihm versprochen hatte; noch häufiger aber, ja den ganzen Tag hindurch dachte sie an ihn, und jeden Tag schaute sie sehnsuchtsvoller nach ihm aus; aber Wochen und Monate sogar waren vergangen, ohne daß ihre Augen ihn erblickt hatten. Hatte sie sich getäuscht, als sie sich eingeredet, er habe sie gern und werde sie lieben, wie sie — kaum wagte sie es sich selbst zu gestehen — ihn längst schon liebte? Warum kam er nicht wenigstens einmal in ihre Nähe, wie sonst so oft? Sie wäre ja zufrieden gewesen, sie würde sich sogar glücklich gepriesen haben, wenn sie ihn nur einmal gesehen. Sollte er sein Herz einer Andern zugewendet haben, oder..."

Sie konnte diesen Gedanken nicht ausdenken.

Warum hatte er sie ersucht, zu beten, daß Gott ihm gnädig sein möge? Warum nicht, daß er ihn behüten und bewahren wolle auf seinen gefährlichen Wanderungen? Sollte er etwas begangen haben, oder begehen wollen, das ihm Gottes Gnade und Barmherzigkeit nöthig machte?

In so schmerzlich und unruhig bewegter Stimmung traf sie eines Tages der Sohn ihres Herrn, dessen Eigenthum die schmucken Kühe waren, deren Pflege man ihr anvertraut hatte auf der Alpe. Er kam, um nach dem Vieh zu sehen, sagte er, aber ihn reizte das liebliche Mädchen, die einsam in dieser Höhe wohnte. Schon mehrmals hatte er sich ihr anders genähert, als es ihr, der Magd, ihrer Meinung nach, zukam. Er hatte selbst von Liebe zu ihr gesprochen, sie ihn aber stets, wenn auch mit sanften und bescheidenen Worten, zurückgewiesen, denn ihr mißfiel der begehrliche, lüsterne Blick seiner Augen, und sie wußte gar wohl, daß der stolze Sohn des reichen Bauers die arme Magd nicht als Hausfrau in seinen Hof einführen werde. Als er auch diesmal von dem Mädchen, und zwar ernster und spröder als sonst, abgewiesen wurde, sagte er endlich mit höhnendem Spotte:

„Du hast wohl gar einen der Schräteli, der

grauen Bergmännchen, zum Schatz, die überall um die Sennerinnen herumschleichen, ihnen bei der Arbeit helfen und sie zuletzt verführen?"

„Gott verzeihe Dir Deine sündhaften Reden!" antwortete Bäteli, indem sie sich bekreuzigte.

„Nun, Jemand muß Dir helfen, denn immer, wenn ich komme, ist alle Arbeit gethan. Das geht nicht mit rechten Dingen zu, wenn Du auch fleißig bist, wie ich wohl weiß. Und daß Du Keinen liebtest, wie Du sagtest, glaube ich Dir nicht."

Bäteli erröthete, schlug die Augen nieder und schwieg.

„Sieh Dich vor, daß es Dir nicht ergehe wie dem Adler-Fritz in Grindelwald unten!" fuhr der Bursch fort.

„Dem Adler-Fritz?" fragte das Mädchen verwundert und erschreckt, und sie blickte rasch auf, so daß der junge Bauer wohl hätte errathen können, wem Bäteli ihr Herz zugewandt, aber er schrieb ihre hastige Frage nur gewöhnlicher Neugier zu.

„Er soll der Geliebte der schrecklichen Eisjungfrau sein," erzählte er ihr, als sie ihn, in banger Angst fragend, ansah. „Gewiß ist, daß er fast jede Nacht auf den Gletscher geht, wie es heißt, zu ihr in ihr Eisschloß hinein. Kaum erkennt man ihn wieder, so schwach und matt ist er geworden.

Sie saugt ihm das Leben aus, sagen die Leute, und er wird bald sterben müssen."

Väteli faltete die Hände und betete laut und inbrünstig, indem sie die sanften Augen flehendlich zum Himmel aufschlug:

„Gott sei ihm gnädig!"

Ihr Herz empfand jetzt nicht die mindeste Eifersucht, nur das innigste Mitleiden mit dem Unglücklichen, der sein junges Leben in solcher Weise verlieren sollte und seine unsterbliche Seele in Gefahr gebracht hatte, denn sie glaubte so fest wie an ihren Gott, daß der Mensch nimmer selig werden könne, wenn er hier auf Erden mit Geistern, mit bösen Geistern verkehre.

„Väteli," fuhr der junge Bauer fort, „ich fürchte mich auch immer vor den Bergmädchen, die zwar gar schön und verlockend aussehen, aber Geisfüßchen haben. Um vor ihnen sicher zu sein, und n u r deswegen, bitte ich Dich heute, wie schon oftmals um einen Kuß von Dir. Ein solcher Kuß ist ja das beste Schutzmittel gegen alle solche verführerischen Geister, wie der Spruch sagt, den Du gewiß auch kennst:

„Wen einer Jungfrau reiner Kuß geweiht,
Der ist vor aller Geister Macht gefeit."

Dabei versuchte er den Arm um den schlanken

Leib des Mädchens zu legen und sie zu küssen, aber mit ganz unerwarteter Kraft machte sie sich von ihm los und stieß ihn von sich.

„Nicht einmal Dich küssen lassen willst Du?" sagte er dann in beleidigten Herrenstolze. „So gehe hinunter und rette durch Deinen „reinen" Kuß den Adler-Fritz, der Dir vielleicht besser gefällt, weil er nichts hat wie Du," setzte er in bitterem Ton hinzu.

Darauf ging er mit langen Schritten hinweg, ohne dem umher weidenden Vieh nur einen Blick zu schenken und ohne zu ahnen, in welcher Seelenpein er das Mädchen zurückließ. Ihr war als müsse ihr das Herz still stehen in der Brust oder als liege eine Last auf ihr, die ihr den Athem benahm. Sie wollte fort, aber die Glieder waren ihr wie gelähmt, so daß sie dieselben kaum zu regen vermochte. Im Kopfe aber war es ihr so wirr, daß sie keinen Gedanken festhalten konnte, wie viele und wie verschiedene sich auch darin drängten. Sie setzte sich auf einen Stein und erst, als die gewaltige Spannung in Thränen sich in etwas gelöst hatte, fühlte sie sich einigermaßen erleichtert.

Nicht daß der Adler-Fritz nun für sie verloren war — denn sie hatte ja nur eine leise Hoffnung gehegt, daß sie ihn vielleicht einmal den

Ihrigen nennen dürfe — sondern daß sein Seelenheil verloren sein mußte, bekümmerte sie so sehr. Dann fragte sie sich, ob auch Alles, was sie vernommen, wahr sei. Dies zu ermitteln, galt ihr als nächste und wichtigste Aufgabe, wie das Höchste, ihn wo möglich zu retten. Darum nahm sie sich vor, nach Grindelwald hinunter zu gehen, so bald sie eine Bekannte vermocht, einen Tag lang ihre Arbeit oben auf der Alp zu übernehmen. Viel, sehr viel machte ihrem Mädchenherzen auch der Spruch zu schaffen, welchen ihr junger Herr erwähnt hatte und nach dem der Kuß einer Jungfrau den Zauber der bösen Geister brechen sollte. Sie war allerdings abergläubisch genug, eine solche Kraft des Kusses für möglich zu halten, gern aber hätte sie die Hälfte ihres Sommerlohnes darum gegeben, wenn ihr Jemand dafür gebürgt, daß ein Kuß, und zwar gerade in dem vorliegenden Falle, in der That die bezeichnete Wirkung habe und daß man Beispiele kenne, in denen dieses Mittel Schutz und Hülfe gewährt. Aber, wenn dies auch wirklich so war, durfte und konnte sie, eine züchtige Jungfrau, einem Manne mit einem Kusse entgegenkommen?

Lange kämpfte in ihr die jungfräuliche Scham und der jungfräuliche Stolz mit der Menschen-

und Christenpflicht, denn für eine solche hielt sie es, zu der Rettung eines Unglücklichen aus der Macht eines bösen Feindes nach Kräften beizutragen, also auch, in solch' äußerstem Falle, einem jungen Manne freiwillig einen Kuß entgegen zu bringen. Endlich wurde sie indeß doch mit sich einig, dies Rettungsmittel an dem Adler-Fritz zu versuchen, wenn erfahrene Leute in Grindelwald die sichere Wirksamkeit desselben bestätigt haben würden.

Mehrere Tage mußte sie in steigender Angst und Unruhe verbringen, ohne ihren Plan ausführen zu können, denn sie fand nicht sogleich Jemand, der ihre Arbeit übernehmen konnte oder wollte.

Unterdessen setzte der, um dessentwillen sie alles das litt, seine Besuche in dem Eispalaste immer freudiger fort, denn seine Kräfte nahmen nicht mehr in dem Verhältniß ab wie im Anfange, weil nicht mehr so gar eisige Kälte von der geheimnißvollen Braut in ihn überging, im Gegentheil ihr Athem ihn bereits lau anwehte, in ihren Gliedern Wärme sich entwickelte und selbst ihr sonst so starrer Busen sich leicht zu heben und zu senken begann. Je ähnlicher sie einem sterblichen Mädchen wurde, um so leidenschaftlicher zeigte er sich in seinen Liebkosungen, die sie nicht nur entzückt hin-

nahm, sondern auch nicht minder stürmisch erwiederte. Wenn er sich sonst bald erkältet gefühlt und sich von ihr hinweggesehnt hatte, wäre er jetzt gern immer bei ihr geblieben, so daß sie ihn nun drängen mußte, sie zu verlassen, wenn der Morgen nahen wollte.

Außer dem Lebensglück, das sie in reichem Maße genossen, beschäftigte Beide vorzugsweise die Zukunft, von welcher sie sich noch weit mehr versprachen und welche die Jungfrau ihm in reizenden Farben schilderte.

„Gewiß hast Du darauf geachtet," sagte sie zu ihm, „daß in dem Maße, wie ich selbst wärmer werde, auch auf den Bergen, deren Herrin und Vertreterin ich bin, das Eis und der Schnee schmelzen und das Land mit neuem Grün sich zu bekleiden beginnt. Nur eine kurze Zeit noch und das Ziel ist erreicht, mein sehnlichster Wunsch erfüllt. Dann werden alle Schneefelder und Gletscher verschwinden, die starren kahlen Höhen einsinken, die tiefen Abgründe ausfüllen und sich mit fruchtbarer Erde bedecken. Grüne Matten, saftige Wiesen und schattige Wälder werd.n sich erstrecken weit und breit, fleißige Menschen sich ansiedeln und den neuen jungfräulichen Boden bebauen, und Dörfer, umgeben von einem Kranz von Gärten,

werden entstehen und Kinder da spielen, wo jetzt nur scheue Gemsen weiden. Statt des Lauinendonners wird Glockenklang von neuen Kirchen ertönen, und unter zufriedenen, glücklichen Bewohnern werden wir, denen Alles das zu danken ist, die glücklichsten sein. Zwar werde ich auch sterblich werden wie Du, aber ich werde es mit Freuden, denn nur die Sterblichen kennen das Glück, weil sie dem Wechsel unterworfen sind und statt des Wissens ihnen die Hoffnung gegeben ist. Was in ewiger unveränderter Gleichmäßigkeit währt, kann nicht Glück genannt werden. Und" — dabei sah sie den Geliebten mit den zärtlichsten Blicken an, — „bin ich erst Dein Weib, Dein sterbliches Weib, dann werde ich auch Mutter werden, — in Kindern und Kindeskindern fortleben und so eine neue Unsterblichkeit finden. Solches Glück wiegt tausendfach alle Macht auf, die ich dafür hingebe. Dir werde ich es verdanken, wenn Du treu noch ausharrst bis an's Ende."

Er betheuerte, wie schon so oft, daß Nichts ihn von ihr abwendig machen könne, denn seine Liebe zu ihr wachse mit jedem Tage, wie sein Glück bei ihr und durch sie.

Für den nächsten Tag endlich hatte Bäteli sich frei zu machen gewußt von ihren Pflichten, und

sie erschien in Grindelwald, um das auszuführen, was sie sich vorgenommen hatte.

Von Allen, die sie befragt, selbst von dem alten Vetter, erhielt sie die Bestätigung, daß der Adler-Fritz wirklich Verkehr mit der Eisjungfrau in dem Gletscher habe, und je tieferen Schmerz ihr dies bereitete, um so fester wurde ihr Entschluß, Alles aufzubieten, um ihn, wenn es noch möglich sei, aus solcher Zaubergewalt zu erretten. Manche alte Frau und manchen alten Mann fragte sie im Vertrauen — ohne zu verrathen, warum sie eine Antwort suche — ob sie jemals gehört hätten, daß der freiwillig gegebene Kuß einer Jungfrau vor der Macht und dem Zauber der bösen Geister schütze, die ihn in Versuchung führten, oder ob sie gar einen Fall wüßten, in dem dieses Mittel sich in der That wirksam, heilsam erwiesen habe. Einige wußten gar nichts von der Sache, Andere hatten wohl gelegentlich einmal auch einen darauf bezüglichen Spruch gehört, eine weitere Auskunft konnten sie aber nicht geben. Nur eine alte Frau betheuerte, die Sache sei richtig, denn als sie noch jung und — wie sie wohlbedächtig hinzusetzte — hübsch gewesen, habe ein junger Bursche, dem die schlimmen Bergmädchen auf allen Wegen und Stegen verführerisch nachgestellt, sie selbst deshalb

um einen Kuß gebeten, um endlich vor solchen Versuchungen gesichert zu sein. Sie habe ihm denn auch, nach langem Sträuben, aus Barmherzigkeit endlich den Kuß gegeben. Dem Burschen sei, wie er ihr später oftmals gesagt, von da an nie wieder ein solches verführerisches und gespenstisches Bergmädchen erschienen.

So konnte denn Bäteli nicht mehr zweifeln, und sie bereitete sich demnach vor, ihre Christenpflicht gegen Adler-Fritz anzuwenden. Damit er aber nicht etwa glaube, sie thue es aus persönlicher Liebe zu ihm, wollte sie ihm zugleich mit sagen, daß sie ihn nur küsse, um die Zauberbande zu lösen, mit denen ihn, zu seinem Verderben, die Eisjungfrau umstrickt habe.

Bevor sie jedoch diesen entscheidenden Schritt that, begab sie sich in die Kirche, trug ihr Vorhaben den Geistlichen vor, fragte ihn, ob sie wohl Recht daran thue, und erbat sich seinen Segen dazu.

Der alte fromme Priester, den das Beginnen des Jägers lange schwer bekümmert hatte, versprach dem Mädchen, selbst mit ihr zu dem Unglücklichen zu gehen, der sich auf so schlimme Wege habe verleiten lassen, und zu versuchen, ob er ihn durch geistlichen Zuspruch vielleicht von seinen Sünden abzubringen vermöge. Von dem Kusse,

den Bäteli dem Adler-Fritz geben wollte, sprach er gar nicht, er rieth ihr also auch nicht davon ab. Er war klug und kannte die Menschen, namentlich die Jugend. Vielleicht, mochte er denken, wecke dieser Schritt des schönen Mädchens in dem Herzen des Jägers eine Neigung zu ihr und diese lenke ihn dann von anderen Gedanken, von seinen sündigen ab, was allerdings die beste und sicherste Heilung für ihn sein mußte.

Der Geistliche unternahm angeblich nur einen Spaziergang, aber er richtete seine Schritte nach dem Häuschen des Jägers hin.

Adler-Fritz saß, da die Sonne sich bereits anschickte zur Rüste zu gehen, harrend auf der Bank vor der Thür, in der Hoffnung und Erwartung, daß die Alpen auch heute glühen und ihn so zu der Geliebten bescheiden würden. Er grüßte zwar den langsam heranschreitenden Priester, aber keineswegs mit der tiefen, fast sclavischen Demuth, wie die meisten Andern, die in jedem Geistlichen einen Stellvertreter Gottes auf Erden sahen.

Der alte Mann, den der Gang am Berge hinauf in der That ermüdet hatte, bat den Jäger, ihn auf der Bank eine Zeit lang ausruhen zu lassen, und begann, nachdem er sich gesetzt, ein gleichgültiges Gespräch mit dem Adler-Fritz, dem

der Besuch freilich sichtlich lästig und sehr ungelegen war. Bald indeß kam der Geistliche auf das Gerücht, das erzählte, der Jäger besuche häufig, sündhafter Zwecke wegen, und zwar in der Nacht das gewaltige Eismeer oben. Er wolle, sagte er, nicht glauben, was man weiter von ihm erzähle, aber leider habe er ihn allerdings ungebührlich lange nicht in dem Beichtstuhl gesehen. Dann sprach er von den ewigen Höllenstrafen, welche Alle zu erwarten hätten, die sich in einen Bund mit den Geistern der Finsterniß einließen, und forderte ihn endlich auf abzustehen, wenn er auch nur in Gedanken so schwere Sünde begangen.

Der Adler=Fritz schwieg trotzig still, der Geistliche aber fuhr fort: wenn seine väterlichen Ermahnungen auf Widerspenstigkeit treffen sollten, werde er sich genöthigt sehen, der Pflicht, welche die Kirche ihm als ihrem Diener auferlegt, nachzukommen, und ihn mit schweren Strafen belegen müssen. Die heilige Kirche sei zwar eine nachsichtige und langmüthige Mutter, die lange zögere, ehe sie zu strengen Strafmitteln greife, verstockte Sünder wisse sie aber gar empfindlich zu züchtigen, ihnen selbst zum Heil und Anderen zum warnenden Beispiel.

Adler=Fritz stand auf, unbewegt durch die Er=

mahnungen, ungeschreckt durch die Drohungen. Er schaute erwartungsvoll nach dem Gipfel des Wetterhorns hinauf, ob sich ein Anfang des Glühens bereits da zeige, denn die Sonne war untergegangen. Als sich in der That ein leichter goldiger Schimmer zu zeigen begann, der stärker und stärker wurde, wuchs in gleicher Weise in seiner Seele die Zuversicht, und er antwortete:

„Ich werde mir die Braut vom Gletscher holen, und kein Priester soll mich daran hindern!"

„Bei dem Gekreuzigten," entgegnete der Priester, indem er auch aufstand und das kleine Crucifix an seinem Rosenkranz gegen den Jäger erhob, „bei ihm, Deinem Erlöser, beschwöre ich Dich, gedenke Deines Heils und fürchte den Zorn der Kirche, der das Schrecklichste auf Erden ist und in alle Ewigkeit fortwirkt!"

„Mich liebt und schützt die Herrin der Berge, und zu ihr reicht selbst der Zorn und der Fluch der Kirche nicht!" sagte Adler-Fritz im festen Vertrauen auf die Liebe derjenigen, die er seine Braut nannte.

Er stieß die Hand des alten Geistlichen barsch von sich, der ihn fassen und zurückhalten wollte, und ging dann mit festen Schritten dem Eismeer zu.

Er hatte so eben den Fuß auf das Gletschereis selbst gesetzt, als Bäteli, fast athemlos, ihm nachstürzte und ihm zurief:

„Adler-Fritz! Gott sei Dir gnädig! So hast Du mich geheißen für Dich zu beten, und so that ich seitdem jeden Abend und jeden Morgen. Gott wird Dir auch gnädig sein, wenn Du — nicht mehr sündigst.“

Der Jäger blieb stehen, ungewiß, was er thun sollte, denn das Erscheinen und die Worte des Mädchens ergriffen ihn mächtig.

„Ich weiß, daß Du zu der Eisjungfrau gehst,“ fuhr Bäteli fort; „ich weiß, daß Du sie liebst und von ihr geliebt zu werden glaubst. Aber sie ist ein böser Geist, und nie kann, nie wird sie Dein Weib werden. Sie lockt Dich jetzt durch Lügen, und wenn sie ihren Zweck erreicht hat, bist Du Dein Leben lang elend und in alle Ewigkeit verdammt. Der Priester sagt es und alle Leute sagen es. Liebtest Du ein anderes Mädchen, ich wollte mich Deines Glücks freuen, selbst wenn mir das eigene Herz dabei bräche. Ich weiß es wohl, Adler-Fritz, es ist schwer, ach, sehr schwer, von seiner Liebe zu lassen, aber — gehe nicht mehr zu der Eisjungfrau!“

So bat sie ihn mit emporgehaltenen gefalte-

nen Händen, indem sie sich zugleich abwehrend dicht vor ihn stellte.

Der Jäger zögerte noch immer, obgleich er sah, daß die Gipfel der Berge im feurigsten Glanze glühten. Endlich sagte er, wie entschuldigend:

„Ich muß, Bäteli!“

Und er wollte weiter gehen, an ihr vorüber.

„So muß auch ich!“ rief das Mädchen. „Gott verzeihe mir, wenn es eine Sünde ist!“

Während sie in eiliger Hast so sprach, schlang sie mit aller Kraft die Arme um den Bestürzten und drückte ihm ihre Lippen auf den Mund.

Adler-Fritz wußte nicht wie ihm geschah, und er ließ sich halten, ohne sich zu sträuben.

„Den Kuß gab ich Dir nur, weil ich weiß, daß er Dich schützen wird vor dem bösen Zauber, der Dich erfaßt hat,“ setzte das Mädchen hinzu, und sie ließ nun verschämt die Arme sinken.

„Bäteli,“ begann der Adler-Fritz, „Bäteli, liebst Du mich? Wenn Du mich liebtest…“

Er konnte nicht weiter sprechen, denn mit betäubendem Krachen riß ein tiefklaffender Spalt durch das Eis des Gletschers, gerade da, wo sie Beide standen, und sie sanken in die kalte, schauerliche Tiefe hinab, die sich plötzlich geöffnet hatte.

Von allen Seiten fielen zugleich dumpf dröhnend Lauinen nieder. Das ganze „Eismeer" kam in Bewegung. Die sonst fast ebene Fläche hob und senkte sich wie in Wellen und mit schrecklichem Knirschen und Donnern schob sich einer dieser neu sich bildenden Eisberge über den andern, näher und näher die Stelle, an welcher die Matte begann, auf der das Häuschen des Adler-Fritz nebst einigen anderen stand. Langsam zwar, aber mit unwiderstehlicher Gewalt, eine furchtbare Eislava, bewegte sich die Masse vor und abwärts und drohte die Matte sammt den Häusern zu begraben.

Die Bewohner derselben gewahrten mit Grausen das Entsetzliche und flohen, um nur das nackte Leben zu retten, denn immer näher, immer schneller, immer gewaltiger, je mehr der Boden sich senkte, wälzte sich der Gletscher herunter. Bald waren die Häuser erreicht, zerdrückt unter seiner Wucht und begraben unter thurmhohem Eise, das erst still zu stehen begann, als es die Thalsohle erreicht hatte.

Der alte Priester erreichte mit den Fliehenden zitternd das Dorf, von Bäteli aber und vom Adler-Fritz sah man nie wieder eine Spur, und der

Gletscher liegt, wie Sie gesehen haben, heute noch dort, wo sonst die Matte grünte.

Die Eisjungfrau hat seitdem Niemand wieder in der Nähe gesehen, aber stets, wenn Zwei einander küssen in ihrem Bereich, gedenkt sie des Adler-Fritz, durch den sie fast errettet war und der ihr durch den Kuß einer Jungfrau entrissen wurde. Dann erwacht ihr Zorn von neuem und er trifft die Küssenden unfehlbar, wie er den Jäger und die fromme Bäteli getroffen hat. Darum bat mein Sohn Sie so dringend, in der Eisgrotte, im Bereich der „Jungfrau," die Dame hier nicht zu küssen." — —

So schloß der alte Mann seine Erzählung. Wir dankten ihm und entließen ihn, denn es war spät geworden.

Ella aber sagte, als wir wieder allein waren, lächelnd zu mir:

„Mir graut hier. Unheimliche Mächte sogar regen sich warnend vor uns. Sie sehen neidisch unser Glück und wollen es uns nicht gönnen. Ich küsse Dich nicht mehr."

„So küsse ich Dich viel tausend-, tausendmal!" antwortete ich und schloß die Geliebte in die Arme.

„Wenigstens laß uns vorsichtig die gefährliche

Gegend meiden, das Bereich der schrecklichen „Jungfrau," setzte Ella hinzu, als glaube sie an Alles, was sie gehört.

„Morgen reisen wir weiter," sagte ich. „Was liegt am Orte? Mein Glück ist ja da, wo Du bist."

In dem unvergleichlichen Interlaken, so lockend und einladend es uns auch erschien, wollten wir nicht verweilen. Es ist ja gewissermaßen ein großes Weltgasthaus und überfüllt von eleganten Reisenden aus ganz Europa. Wir suchten Stille und Abgeschiedenheit, und deshalb eine Wohnung am grünen, reizenden Thuner See, in dem sich die lieblichsten Ufer spiegeln, während über sie hin in seine Fluthen die fernen Bergriesen und Gletscher schauen. Auch fanden wir bald, was wir suchten, in dem freundlichen Spiez, das, von mächtigen Nußbäumen halb verhüllt und in üppig blühenden Gärten versteckt, sich wie neugierig hinausdehnt in den See, und sich dann über ihn beugt, wie ein kokettes Mädchen, das sein Bild in dem Wasser sehen will.

Da blieben wir denn, saßen im Grünen oder gingen Arm in Arm in der lieblichen Umgebung umher. Bei diesen kleinen Wanderungen begegneten wir einigemal einem ziemlich bejahrten Manne, der ein Fremder zu sein schien und wahrscheinlich auch seinen Aufenthalt in dem stillen Städtchen genommen hatte, weil es abseits von der großen Heerstraße der gewöhnlichen Touristen liegt. Er interessirte uns sogleich, weil nicht blos in seinem Gesichte, sondern in seinem ganzen Wesen tiefe Trauer, wenn nicht geheimer Schmerz sich aussprach. Unser Mitleid mit ihm steigerte sich nach jedem neuen Begegnen, und bald grüßten wir ihn, um ihm ein Zeichen unserer Theilnahme zu geben. Er nahm den Gruß mit einer gewissen freudigen Verwunderung auf und erwiederte denselben mit herzlichem Danke. Einmal schloß er sich auf einem unserer Spaziergänge eine kurze Strecke weit an, aber sehr bald verließ er uns wieder, und zwar so plötzlich, daß uns sein Benehmen wunderlich vorkam. Zwei Tage wohl sahen wir ihn nach dieser Zeit nicht, und wir vermutheten schon, er habe den Ort verlassen.

Am dritten Tage, als wir im Garten am Ufer des Sees saßen und den Wellen zusahen,

die in ewiger Aufeinanderfolge leise plätschernd an das Ufer heran und wieder zurückhüpften, wie spielende Kinder, trat der Fremde plötzlich zu mir, und nach den gewöhnlichen Begrüßungen und Entschuldigungen sagte er zu mir:

„An Ihrer Sprache habe ich errathen, daß Sie aus Mitteldeutschland gekommen sind. Sie zog mich ganz unsaglich an, darum näherte ich mich Ihnen kürzlich einmal; sie erinnerte mich an mein — verlorenes Glück. Die Vergangenheit trat indeß bald so lebhaft, mit allen ihren Freuden und allen ihren Schrecken an mich heran, daß sie mich völlig überwältigte und ich mich in einer Weise von Ihnen entfernen mußte, die Ihnen seltsam und unerklärlich gewesen sein muß. — Sie scheinen Beide sehr glücklich zu sein, glücklich durch die Liebe, und feiern jedenfalls durch eine Reise Ihren Eintritt in die Ehe...“

Ich sah Ella an und bemerkte wohl, daß sie die Augen niederschlug und tief erröthete.

„Ich freue mich Ihres Glücks,“ fuhr der Unbekannte fort, „denn“ — und er seufzte tief, „ich habe auch einmal solches Glück gefunden. Leider verlor ich dasselbe — durch eigene Schuld. O, halten Sie Ihr Glück rein von jeder Schuld! Nehmen Sie diesen seltsamen, aber

sehr wohlgemeinten Rath einem alten Manne nicht übel, der alle Glücklichen wahren möchte vor dem, was er gelitten hat."

Ella fing an unruhig zu werden, und schien auf eine Gelegenheit zu warten, sich entfernen zu können.

„Sie sind glücklich," sprach der Fremde weiter, „und glücklichen Herzen wird es leicht, Mitleid zu üben... Sie kommen aus der Gegend meines lieben deutschen Vaterlandes, wo ich einst auch Glück genossen, wenn auch unverdientes. Sie sind mir wie von Gott gesandt, damit ich vor Ihnen von meiner Schuld spreche und sie bekenne."

Er schwieg und sah mich erwartungsvoll an. Er schien sehr unglücklich, auf der andern Seite aber sehr erfreut zu sein, in uns Personen gefunden zu haben, denen er sein Herz öffnen dürfe. Ich forderte ihn deshalb auf, bei uns Platz zu nehmen und uns von seinen Schicksalen zu erzählen, wenn ihm dies ein Trost oder eine Erleichterung sein könne.

Er setzte sich, sammelte Muth, wie es schien, und begann:

„Ich bin ein sehr unglücklicher Mann, unglücklich durch eigene Schuld. Wenn ich Ihnen

hier bekenne und gestehe, was ich gethan, so geschieht es keineswegs, um mich zu entschuldigen, sondern um mein schwer bedrücktes und reuevolles Herz zu erleichtern und den Schleier des Geheimnisses zu lösen, der mich und die Meinigen lange Jahre umgeben hat."

Er unterbrach sich hier noch einmal und seufzte. Die Fassung und der Muth schienen ihn verlassen zu wollen und nur mit großer Anstrengung — das sah man ihm an — wurde es ihm möglich, weiter sprechen zu können.

„Ich bin in .... geboren," fuhr er endlich fort, „und verlor frühzeitig meine Aeltern. Ein Oheim mütterlicher Seite nahm den verwaisten Knaben in sein Haus und bestimmte mich für die militärische Laufbahn. Ich darf mich rühmen, mich stets ehrenvoll gehalten zu haben, wie oft und wie lockend mir auch Versuchungen entgegentraten. Meine Kameraden waren zumeist wohlhabend, und da ich mit ihnen in ihrer Art zu sein nicht wetteifern konnte, schloß ich mich vorzugsweise einem jungen Standesgenossen an, den das Schicksal mit Glücksgütern eben so wenig gesegnet hatte, wie mich. Wir wurden Freunde. Er war von altem Adel, aber der letzte seines Stammes, und hatte auch, wie er mir oft mit

Trauer erzählte, keine Verwandte, seit ihm die alte Tante gestorben, welche ihn erzogen hatte. Er stand demnach völlig allein in der Welt und äußerte häufig klagend, daß er sich vorkomme wie ein Reisender, der einsam und allein durch eine Wüste wandere. „Aber," tröstete er sich immer wieder, „ich will und werde mir schon eine Familie schaffen und der alte Stammbaum soll neue Zweige treiben, will's Gott." Er kannte keinen größeren Schatz, als eben seinen alten Stammbaum, den er darum, nebst seinen anderen Papieren, sorgsam verwahrte, doch so, daß er sie immer in seiner Nähe hatte. Auch als uns, in großer Jugend noch, der Krieg in das Feld rief, konnte er sich von den ihm so theuren Papieren nicht trennen, obgleich ich ihm dringend rieth, sie nicht mit sich zu nehmen, sondern vielmehr einem sichern Manne zu übergeben, damit sie ihm nicht verloren gehen möchten... Er fiel im Kampfe neben mir. Ich bemühte mich so viel als möglich um ihn, den besten Freund im Leben, mußte mich aber bald überzeugen, daß er schwer verwundet sei. Sein Tod, der nicht ausbleiben konnte, war der größte Schmerz und Verlust, die mich bis dahin im Leben getroffen hatten. Und dennoch — dennoch trat in diesem Augen=

blicke die Versuchung in der Gestalt der Freundschaft zu mir. Sie gab mir ein, das, was dem Freunde das Werthvollste gewesen, seinen Stammbaum und seine anderen Familienpapiere, an mich zu nehmen, um sie... zu retten. Starb er wirklich nicht, was ich aber für kaum möglich hielt, kam er in ein Hospital, was sich schwerlich erwarten ließ, so erfuhr ich es sicherlich, und hatte also Zeit und Gelegenheit, ihm zu sagen, was ich für ihn gethan... Es begann zu dunkeln auf dem Schlachtfelde, ein kalter Nebel breitete sich über dasselbe und unsere Armee mußte eiligst den rasch fliehenden Feind verfolgen. Ich war am Fuße verwundet, wenn auch nicht gefährlich; die Wunde schmerzte; ich kam ab von den Meinigen und irrte lange umher. Ein mitleidiger Bauer, ziemlich weit ab von dem Kampfplatze, nahm mich auf und pflegte mich. In seinem Hause blieb ich etwa drei Wochen. Trotz allen meinen Erkundigungen war es mir nicht möglich, von dem Schicksale des Freundes etwas zu erfahren, und ich zweifelte nicht, daß er todt liegen geblieben und mit den anderen Gefallenen begraben worden sei.

Als ich ganz genesen war, wollte ich weiter reisen zu meinem Regimente, das, ich weiß nicht,

aus welchem Grunde, in das Vaterland zurückgesandt worden war. Ich hatte einen großen Theil Deutschlands zu durchwandern. In der Mitte desselben blieb ich eine Zeit lang in einer Gegend, die mir ungemein einladend erschien. Der Zufall wollte es, daß ich da eine junge, schöne Dame, die Tochter eines reichen Kaufmanns, kennen lernte, und nun beginnt meine Schuld. Ich blieb dieser jungen Dame wegen länger und länger; ich gewann endlich ihr Herz und ihre Hand unter — falschem Namen, unter dem Namen des Freundes, den ich Anfangs aus Scherz angenommen hatte, um bei dem stolzen Mädchen eine bessere Aufnahme zu finden, als — Baron von Lynck!

„Baron von Lynck!" wiederholte ich und sprang auf, als sei ein Gespenst vor mir erschienen.

„Baron von Lynck?" fragte auch Ella, die den alten Mann erstaunt ansah.

Dieser konnte sich unsere Verwunderung nicht erklären und blickte uns lange schweigend an.

„Kennen Sie diesen Namen?" fragte er endlich mit bebender Stimme.

„Sehr wohl!" sagte ich, und die Erinnerungen aus der Jugendzeit stürmten in Menge auf mich ein. „Dann erschien der ächte Baron von

Lynck bei Ihnen, forderte seinen Namen und seine Papiere zurück, und Sie — flohen."

„Mein Gott! Woher kennen Sie dieses Geheimniß?" sagte der Mann, dessen Augen sich weit und weiter aufthaten, und der laut und schwer athmete.

„Ich kenne auch jenen wahren Baron von Lynck!" antwortete ich; „erst im letzten Winter haben wir ihn gesehen. Erinnerst Du Dich, Ella, des Mannes, der bei der Generalin von Weilen, nach dem Diebstahlsversuche in ihrem Hause, von dem Namensdiebstahle erzählte, der ihm geschehen sei?"

„Er lebt?" fragte der alte Mann mit Entsetzen. „Er verfolgt mich? Noch immer?"

„Er lebt, ja, aber er verfolgt Sie nicht," sagte ich, um den Mann zu beruhigen. „Er hat Ihnen verziehen, nimmt großen Antheil an den Ihrigen, und war, als wir ihn sahen, auf dem Wege, sie ausfindig zu machen und ihnen — beizustehen, wenn es nöthig sein sollte."

Die Augen des Fremden füllten sich mit Thränen.

„Er hat mir verziehen?" fragte er. „Mir verziehen? Das verdiene ich nicht."

Und er schluchzte laut und schlug beide Hände auf sein Gesicht.

„Ich kannte damals, als er erzählte, was ihm

geschehen und was er beabsichtigte, zufällig seinen Namen nicht," sprach ich unterdeß weiter, „sonst würde ich ihm den Aufenthaltsort jener armen Familie sofort haben nennen können und genannt haben."

„Auch meine Familie ist Ihnen bekannt?" fragte der Mann, heftig bewegt, indem er rasch die Hände von dem Gesicht nahm. „Ach, sagen Sie, leben meine Kinder — meine Kinder! — noch? Aber die arme Familie, sagen Sie? Arm nennen Sie die Meinigen? Das kann sie nicht sein. Ich verließ sie — reich!"

„Sie sind arm, sehr arm, auch die Dame da weiß es, denn sie ist eine Jugendfreundin — Ihrer jüngsten Tochter. Ich selbst habe meine Schulzeit über in der Familie verbracht, die mir ein Stübchen vermiethete und mich an ihrem Tische, sehr einfach und bescheiden, essen ließ. Suschen ernährte sich, die Mutter und die Schwester durch ihren unermüdlichen Fleiß."

„Herr," fiel der Alte ein, „Sie beglücken und zerreißen gleichzeitig mein Herz ... Aber es ist, wie ich ahnete: der Himmel selbst hat Sie mir gesandt zum Troste und — zur Strafe ... Und Sie, geehrte Frau, waren eine Jugendfreundin meiner — Tochter?" fragte er mit Thränen der

Freude und Rührung. Er stand dann auf und reichte Ella die zitternde Hand. „Erlauben Sie mir, dem unglücklichen Vater,“ fuhr er fort, ... „daß ich die Hand küsse, die in Freundschaft meines Kindes Hand berührte!“

Er bückte sich weinend auf die Hand Ella's und große Thränentropfen fielen aus seinem Auge darauf.

„O, lieber Herr,“ wandte er sich nach einer langen Pause wiederum an mich, „erzählen Sie mir, ich beschwöre Sie bei Ihrem Glücke und Ihrer Liebe, erzählen Sie mir von den Meinigen! Viele Jahre lang habe ich nichts von ihnen vernommen. Sie wissen nicht, wie groß die Sehnsucht eines Vaterherzens nach den verlornen Kindern ist. Arm sind sie? Warum arm? Erzählen Sie!“

Ich erzählte ihm Alles, was ich von der Familie wußte, die ich ja so genau gekannt hatte. Auch Ella konnte hier und da meine Mittheilungen vervollständigen oder bestätigen. Mehrmals unterbrach er uns mit dem schmerzlichen Ausrufe:

„Meine Schuld! Auch meine Schuld! O glücklich die, die ohne Schuld sind!“

Als ich ihm mittheilte, daß Suschen immer sehr ernst, immer traurig gewesen, daß sie häufig geweint,

wenn sie an ihren Vater durch irgend etwas erinnert worden sei, den sie offenbar sehr, über Alles geliebt habe, konnte der alte Mann in seinem Schmerze sich kaum beherrschen.

Er ging wie ein Verzweifelnder umher, er rang die Hände, er schluchzte laut; dann sank er auf einen Stuhl.

Nach sehr langer Zeit, nachdem er sich mit Mühe einigermaßen beruhigt hatte, begann er von neuem:

„Sie wissen, wie schwer ich gesündigt habe, und Sie wissen auch, welche entsetzliche Folgen ein unbedachter, nicht in böser Absicht, nur in Leichtsinn gethaner Schritt mir gebracht hat. Was ich darum gelitten habe, ist groß und unsäglich, aber es war verdient, und die alten Wunden wollten sich endlich allmälig doch schließen. Nun ich aber weiß, daß auch meine Kinder, die unschuldigen, so schwer und so unverdient für das Vergehen ihres Vaters büßen mußten, reißen alle diese Wunden wieder auf und bluten schmerzlich... Haben Sie Geduld mit mir! Lassen Sie sich Einiges davon sagen, wie mein Leben gewesen ist, seit ich feig die gewonnene Heimath, Frau und Kinder verließ. Ich sehe es als eine kleine Büßung an, wenn ich davon spreche."

Er setzte sich wieder neben uns, und wir warteten gespannt auf seine weiteren Mittheilungen, wenn auch sein Erscheinen und sein Gebahren uns im Genusse unseres stillen Liebesglückes unterbrochen und gestört hatte.

„Ich bin über die Erde gewandert," begann er, „wie ein Ausgestoßener, ruhelos wie — Ahasver, der Verfluchte, umhergetrieben von dem Gefühl meiner Schuld, von dem Stachel der Reue und ach! von dem Gedanken an meine Kinder ... Ich habe Frost und Hitze, Hunger und Durst gelitten und zu tausend Malen in Verzweiflung den barmherzigen Gott angerufen, mir das elende Leben zu nehmen und mich durch den Tod zu erlösen von meiner Pein. Gar oftmals war ich fest entschlossen, selbst Hand an mein Leben zu legen, mir den Tod und damit die Ruhe zu geben, aber im Augenblick der Ausführung des Vorsatzes sagte ich mir immer wieder: das, was ich dulde und leide, sei nur eine gerechte Strafe für mein sündhaftes Thun, ich müsse dies abbüßen, um die Verzeihung derer zu verdienen, an welchen ich gesündigt und der Gnade des Herrn würdig zu werden."

Er schwieg wieder eine Zeit lang, dann fuhr er fort:

„Ich demüthigte mich oftmals zu harter und

gemeiner Arbeit, bald um meinen Stolz zu strafen, der mich zur Sünde verleitet und in das Unglück gebracht hatte, bald aber auch, ach oftmals, um meinen Hunger zu stillen und meine Blöße zu decken. So bin ich allmälig alt geworden, aber je älter ich wurde, desto heftiger und schmerzlicher regte sich die Sehnsucht in mir. Seit Jahren sammelte ich, wie ein Geiziger, von meinem oft gar kleinen Verdienste, ja ich legte mir die härtesten Entbehrungen auf, um allmälig eine Summe zu ersparen, die hinreiche zu meiner Rückkehr in das Vaterland; ich wollte die Meinigen wenigstens noch einmal sehen und mir ihre Verzeihung erbitten, ich wollte meinen Freund, den ich bestohlen um seinen Namen, aufsuchen, und mich der Strafe stellen, die ich verdient; ich wollte in der Heimathsluft sterben und in Vaterlandserde begraben liegen. Daß die Kinder ihrem Vater verzeihen würden, wenn er, von Reue schwer gebeugt, vor ihnen stand, wagte ich immer zu hoffen, und daß auch der Freund, der beleidigte, nicht ewig zürnen würde, erwartete ich fast sicher, war er mir doch in der Jugend fast ein Bruder gewesen.

„Es währte lange, ehe ich eine einigermaßen ansehnliche und zu der großen Reise hinlängliche Summe zusammenbrachte, ja ich mußte mehrmals

mit dem Sparen und Sammeln von vorn anfangen, weil das bereits Erlangte verloren gegangen oder mir geraubt worden war. Als ich endlich Geld genug, wie ich glaubte, viel Geld sogar, unter unsäglichen Sorgen, Mühen und Arbeiten zusammengebracht hatte, befand ich mich in Mexiko und ich begab mich auf ein französisches Schiff, das nach der Heimath in nächster Zeit unter Segel gehen sollte.

„Wir hatten auf der langen Fahrt mit schweren Stürmen zu kämpfen und oftmals fürchteten wir sammt und sonders untergehen zu müssen. Aber der Allmächtige behütete das schwache Fahrzeug, daß es glücklich an die heimathliche Küste gelangte. Mein Geld hatte ich auf sichere Wechsel in Marseille zu erheben, und sobald ich es erhalten, reiste ich weiter. Hier aber überfiel mich, in Folge wohl der ungeheuren Aufregung und Anstrengung, eine Krankheit, und als ich genesen war, kehrte, trotz der Sehnsucht, die Meinigen wieder zu sehen, die Furcht in mir zurück, die Scheu, mich denen zu zeigen, die ich so schwer verletzt, zugleich die angstvolle Besorgniß, sie nicht mehr da, wo ich sie verlassen, oder gar nicht mehr am Leben zu finden. So zögerte ich, zunächst um Kräfte wieder zu sammeln, um alles das ertragen zu können,

was mir vielleicht bevorstand. Dann fand ich Sie! Ich habe also wohl gethan, hier eine Zeit lang zu warten!

„Noch eins, lieber Herr," begann er nach einer kurzen Pause von neuem. „Sie haben, wie Sie sagten, mehrere Jahre lang bei den Meinigen gelebt. Sprachen meine Kinder, sprach meine Frau von mir. Erfuhren Sie von ihnen, wer ihr Vater gewesen und was er gethan?"

„Nein," antwortete ich auf die Fragen. „Es wurde, wenigstens in meiner Gegenwart, niemals von Ihnen gesprochen. Die Mutter gab Sie für todt aus und nannte sich Wittwe. Den Kindern hatte sie, wie ich erfuhr, streng verboten, von ihrem Vater zu sprechen. Deshalb habe ich von Ihrer Geschichte damals auch nur erfahren, daß Sie eines Tags plötzlich verreist wären und der Frau einen Brief geschrieben hätten. Wahrscheinlich wissen Ihre Kinder auch heute noch nicht mehr, denn jenen Brief zeigte die Frau nur ihrem Vater, und da er auf diesen eine sehr traurige Wirkung machte, vernichtete sie ihn wahrscheinlich."

„So haßt sie mich," rief der Mann in neuem Schmerze aus. „Weh mir! Wie soll ich ihr entgegentreten? Ach, ich will mich Allen unterwerfen, ich will Alles ertragen, um nur meine Kinder ein=

mal wieder zu sehen! In ... leben sie jetzt? Ich schrieb einen Brief an sie nach unserer sonstigen Wohnung, um sie auf meine Ankunft vorzubereiten, aber ich erhielt keine Antwort. Das betrübte mich so sehr. Da sie aber einen andern Wohnort haben, wird sie meinen Brief nicht gefunden haben und ich darf also auch noch immer hoffen. Ich werde noch einmal schreiben, nach ... So lange ich fern gewesen bin, habe ich nie geschrieben, wie oft es mich auch dazu drängte. Ich hatte in meinem ersten Briefe an meine Frau, gleich nach meiner Flucht ihr Alles gestanden, sie aber zugleich dringend gebeten, mir zu verzeihen; da ich doch nur aus Liebe zu ihr gesündigt und mir ihre Verzeihung brieflich nach Bremen zu melden, poste restante unter einer Chiffre, die ich ihr angegeben. Ich hatte sie flehendlich darum gebeten und ihr gesagt, sie rette mich durch einen solchen Brief vor Verzweiflung. Sie schrieb mir nicht. Ich sandte ihr von Bremen aus einen zweiten Brief. in dem ich meine Bitte auf das Dringendste wiederholte. und hinzusetzte, wenn sie mir nicht antworte, müsse ich fürchten, sie liebe mich nicht mehr, ja sie verachte mich. Und keine Antwort! Keine!

„Ach, Herr," fuhr er fort, „schreiben Sie an mein Suschen, die Sie ja so gut kennen, melden

Sie ihr, daß Sie ihren Vater gefunden, an dem sie so viel und so schmerzlich gedacht und daß er zu ihr kommen werde. Wollen Sie einem Unglücklichen diesen Liebesdienst erweisen? Versprechen Sie es! Ich werde sehr, sehr langsam reisen, um allmälig den Muth zu finden, den Meinigen unter die Augen zu treten."

Ich versprach auch das, was der Mann verlangte aus Mitleid mit ihm, aus Theilnahme für seine Kinder, vielleicht aber hauptsächlich aus Mitleid mit Ella, der ich schon lange angesehen hatte, daß das Erscheinen und die Person des Mannes ihr unheimlich war und sie sich sehnte, von seiner Gegenwart befreit zu werden.

Als er sich endlich verabschiedet hatte, stand Ella sofort auf und hing sich fest an meinen Arm. Wir gingen so im Garten am See auf und ab, erleichtert, als sei uns eine drückende Last von der Brust genommen. Dann sagte Ella:

„Er hat mir die Freude an unserem Beisammensein fast verleidet. Mir war es immer, als spräche aus ihm die Stimme meines Gewissens, und als klage er mich an, als er mahnend sagte: „Halten Sie Ihr Glück rein von Schuld!" — Von aller Schuld ist unser Glück nicht rein, das weißt Du, das weiß ich... Laß uns umkehren!

Laß es genug sein! Je länger wir unser — Glück genießen, um so größer wird unsere Schuld... Mich überlief ein Schauer," setzte sie leiser hinzu, „als der Mann sagte: Wir feierten jedenfalls durch diese Reise unsern Eintritt in die Ehe!"

Sie legte den Kopf auf meine Achsel und ich hatte Mühe, sie zu beruhigen.

„Geliebter, die Sonne des Glücks ist aufgegangen!" sagtest Du mir, als wir uns fanden; wir wußten ja recht wohl, was wir thaten, und nun fürchtest Du das, was wir thun? Wir wollten Beide erproben, wie viel des Glücks ein Menschenherz zu tragen, zu genießen vermöge!" sagte ich und ich sah ihr dabei tief in die schönen Augen.

Da richtete sich Ella auf, schlang ihre Arme fest um mich und antwortete:

„Ja! Ja! Und sollte ich untergehen!"

Damit war der Anfall von Schwäche und Reue verscheucht und — wir dachten nicht mehr an das, was ihn veranlaßt hatte. — —

Sehr früh am andern Morgen machte ich allein einen Spaziergang und an einer scharfen Biegung des Weges, die mir hier den Ausblick in die Ferne verbarg, blieb ich plötzlich, fast versteinert, vor einem Manne stehen, der mir, die

Augen an den Boden gerichtet, entgegenkam. Auch er schien zu erschrecken, als er aufsah und — mich erkannte. Hier hatte keiner den andern erwartet, zu begegnen vermuthet.

Ich wollte rasch vorübergehen, er aber stellte sich mir mit kecker Entschlossenheit in den Weg.

„Sie wundern sich, Herr Doctor," sagte er, „dem — Valter zu begegnen, hier. Ja, die Zeit der mir zuerkannten Strafe ist abgelaufen. Sie hätten mir dieselbe recht leicht ersparen können, wenn Sie gewollt. Ich bin wieder frei und suche von neuem mühselig nach dem Glück, das Ihnen stets selbst entgegenkommt, nach — Liebesglück. Darum bin ich nicht etwa auf einer Vergnügungsreise, wie Sie wahrscheinlich, Herr Doctor. Vergnügen habe ich bis jetzt noch nicht gekannt, aber ich werde es nun kennen lernen, bald und dann, dann...! Ich hab's gefunden, Herr Doctor! Ich kenne das Mittel, das mir hilft. Als ich frei war und die lange gesuchte Entdeckung gemacht hatte — in einem meiner alten Bücher — verkaufte ich, was zu verkaufen war, um mir das nöthigste Geld zur Reise zu schaffen und wanderte hierher. Ich muß endlich meinen Zweck erreichen, und wenn ich mich weiter — betteln sollte. Wollen Sie wissen, wie

das Mittel heißt? Ihnen kann ich es ja nennen; Sie haben nicht nöthig, es anzuwenden. Eine Pflanze ist's, die auf den Alpen wächst und von der Natur die wunderbarsten Kräfte erhielt. Aber die Natur versteckt sie wie einen großen Schatz, damit der Mensch, der sie braucht und sucht, sie nur mit Mühe und Gefahr erlange. Sie ließ darum die kostbare Pflanze nur an schwer zugängigen Stellen gedeihen, hoch oben auf Bergen, ganz nahe an ewigem Schnee und Eis. Edelweiß heißt sie, Herr Doctor!" setzte er wie triumphirend hinzu. „Ein Pfund ihrer Blüthen, schweigend im Lichte des abnehmenden Mondes, in der Mitternachtsstunde, gesammelt, zubereitet und gebraucht dann nach der Vorschrift, die alte große Aerzte nach der Volkserfahrung gegeben und die mir bekannt ist," sagte er in starker freudiger Betonung, „giebt selbst dem häßlichsten Menschen ein edles Aussehen und eine zarte weiße Haut. Das wußten die Alten, die klüger waren als die Jetzigen und darum gaben sie der Pflanze diesen Namen.

„Ha! ha! ha!" lachte er grauenhaft und aus seinen Augen stierte mich der Wahnsinn an. „Ich steige auf die höchsten Berge, über Schnee und Eis und suche in allen Nächten, die nach

dem Vollmond kommen, die Pflanze, die mich heilt, die mir — das Glück bringt. Herr Doctor," setzte er im schneidendsten Hohn hinzu, „dann brauche ich Sie nicht mehr zu beneiden — wie jetzt, — nicht einmal um Ihr Liebesglück, nicht um die schöne Ella, die — untreu ist um Ihretwillen! Ich hab's immer gesagt: ich zwinge die Natur!"

Der Unglückliche wurde mir immer unheimlicher und seine letzten Worte zumal hörte ich mit Unwillen an. Ich wandte mich rasch zum Weitergehen.

„Nur zwei Nächte noch, dann ist Vollmond!" rief mir Valter zu. „Ich komme zu rechter Zeit auf die Berge! Ha! ha!"

Und er schritt schnell hinweg.

Ich wanderte weiter, als ich anfangs beabsichtigt hatte, um die Verstimmung wieder los zu werden, in welche das unerwartete Zusammentreffen mich versetzt hatte, und dann heiter die Geliebte, wie immer, begrüßen zu können. Ich sagte auch Ella, als ich zurückkam, nichts von dieser Begegnung, um nicht von neuem unangenehme Erinnerungen in ihr zu wecken. Viel mehr schlug ich ihr vor, am nächsten Tage unsere schöne Reise fortzusetzen, und zwar durch das grüne

Thal der Kander hinüber in das reizende Rhone-
thal, an den Genfer See und von da aus, wenn
die uns gegebene Zeit abgelaufen sein würde, in
die Heimath zurückzukehren.

Am andern Tage reisten wir wirklich ab, und
wir fuhren in einem kleinen Wagen mit einem
Pferde durch das stille Thal, durch welches die
wilde Kander wie ein muthwilliges Mädchen lau-
nenhaft ihren Weg sucht. Wir fühlten uns von
neuem ganz glücklich, glücklich in dem Alleinsein
mit einander in bald so lieblicher, bald so groß-
artiger Natur. Am Nachmittag erreichten wir
Kandersteig, das mitten in den üppigst grünen
Matten liegt, und auf das die Blümlis-Alp, „die
Frau mit der weißen Spitze", wie zahlreiche an-
dere mächtige Berge niederschauen, deren Gipfel
ewiger Schnee bedeckt und von denen auf allen
Seiten weißschäumende Wasserfälle, gleich flattern-
den silbernen Bändern, herabfallen. Es lag so
einladend und versteckt in grüner Einsamkeit, daß
wir die Nacht da zu bleiben beschlossen.

Am Morgen darauf wollten wir dann den
schauerlichen Gemmi-Paß überschreiten und das

wunderliche Bad Leuk besuchen. Da aber das Uebersteigen dieser Höhe sehr beschwerlich ist, bestellten wir Pferde, die uns an der einen Seite hinauf und an der andern hinunter tragen sollten.

Ella freute sich dieser Wanderung durch eine der eigenthümlichsten und großartigsten Gegenden der Schweiz. Sie war sehr heiter, sprach und lachte viel auf dem Wege, der im Zickzack, anfangs durch prächtigen Wald, steil aufwärts führt. Als aber die öde kahle Höhe erreicht war, die sich weit hinzieht und in der nur hier und da etwas ärmliches Gras unter Steingeröll wächst, Gras, das kleine, schwarze, halbwilde Schafe abweiden, welche wie Ziegen oder Gemsen an den steilen Hängen umherklettern, wurde sie allmälig stiller. Solche traurige Oede lastet immer beängstigend und bedrückend auf dem Beschauenden. Er fürchtet unwillkürlich der fruchtbaren Natur ganz entrückt zu sein und fühlt sich da beengt und beklommen.

Auch das kleine Wirthshaus Schwarenbach, das, weit entfernt von jeder menschlichen Wohnung, allein und einsam in dieser öden Höhe, wie ein Schwalbennest an einer Felswand, in der Nähe des trüben, schmalen Dauben-Sees klebt, vermochte es nicht, die Stimmung wieder zu er-

heitern, zumal da man uns daran erinnerte, daß Zacharias Werner den Muth gehabt habe, längere Zeit in diesem einsamen Hause zu wohnen und da sein der umliegenden Natur allerdings entsprechendes grauenhaftes Stück: „der vierundzwanzigste Februar" zu schreiben.

Wir ritten bald weiter, lange an dem genannten See hin, und zwar auf einem Damme hoch an und über dem Ufer, immer in völliger dürrer Oede, hier und da an Schneefeldern vorüber, welche durch ihr Dasein noch im Hochsommer andeuteten, daß wir hoch über den Stätten der Menschen uns befanden. Zu beiden Seiten des Weges stiegen die Höhen hinauf bis in die Wolken, die sich um dieselben lagerten, sie bald verhüllten und bald frei ließen. Die Führer trösteten uns indeß mit der Versicherung, daß wir die höchste Höhe des Passes erreicht hätten, daß der Weg nur noch eine kleine Strecke da oben sich hinziehe, daß es bald abwärts gehe, und vorher noch der Anblick der gewaltigen Walliser Berge und Gletscher uns entschädigen, ja, daß wir unser nächstes Reiseziel, Leuk, tief unter uns im engen Thale liegen sehen würden.

Während der mächtige Berg, über den wir zogen, auf der einen, der Berner Seite, hoch zwar,

aber doch allmälig und bewaldet sich hebt, bildet er auf der entgegengesetzten, der Walliser Seite, eine kahle, steil abfallende Wand von etwa zweitausend Fuß Höhe. An der Stelle, an welcher da der Weg hinabführt, ist diese Wand buchtenartig von oben bis unten ausgetieft, als sei ein Stück derselben früher einmal hinabgestürzt oder durch Wasserfluthen hinweggespült worden. In dieser Einbiegung, in dieser stehenden Höhle, wie man sagen möchte, die nicht in gerader Linie von oben nach unten geht, sondern sich bald rechts, bald links etwas wendet, liegen hier und da, auf den Vorsprüngen und Biegungen, Felsblöcke oder Haufen von zertrümmertem Gestein. Die beiden Seitenwände der Bucht aber ragen wie vorstehende Ufer oder wie Arme hervor. Sie stehen nicht weit von einander ab und umschließen den hohlen Raum, eine grausige, stille Tiefe, in welcher nur ein schauerliches Echo wohnt, und in welcher man hinunter in das Thal und nach Leuk sehen kann. Hier nun beginnt der bewundernswürdige Bau des Weges, der an der westlichen hohen, kahlen, braunen, vorstehenden Wand hin, abgesprengt, abgehauen, auf- und angemauert, in Schlangenwindungen hinabführt, immer an dem grausigen Abgrunde hin, der wie der aufgesperrte gierige

Rachen eines riesigen Ungethüms den Wanderer angähnt, als wolle er ihn verschlingen, während drüben, in der Ferne, am südlichen Horizont die Schneehäupter der Mischabelhörner, des Weißund Breithorns, die Alles überragende, ungeheure Felsennadel des Wetterhorns und die drei stumpfen Spitzen des majestätischen Monte Rosa gleich stahlgepanzerten Wächtern stehen und herüberschauen.

Ehe wir das Hinabreiten begannen, stiegen wir von den Pferden und standen eine lange Zeit bewundernd vor dem überwältigend großartigen Bilde.

Als wir die Reise dann fortsetzten, ließ ich Ella voranreiten, damit ich sie immer vor Augen habe und in ihrer Nähe sei, wenn sie ängstlich oder schwindlich werden sollte. Der Muthigste kann hier wohl die Sicherheit des Blickes verlieren. Auf der einen Seite, zur Rechten, starrt der Felsen, dem der Weg mühselig abgewonnen worden ist, kahl und nackt, steil gerade hoch empor, während an der andern, zur Linken, eben so steil die grausige Tiefe hinabfällt, und der nur einige Fuß breite Weg zwischen der unersteiglichen Höhe und der schwindelnden Tiefe gleichsam hinklimmt und klettert. So geht es Stunden lang. Die Pferde treten mit Vorsicht auf und finden

oftmals keinen festen Halt für den ängstlich suchenden Fuß. Der Weg selbst steigt so stark abschüssig hinab, daß der Kopf des Pferdes stets weit unter dem Reiter ist, der über denselben hinweg zu gleiten fürchten kann.

Ella befand sich in eigenthümlicher Aufregung in Folge der Aengstlichkeit, der sie sich nicht ganz erwehren konnte, und die wohl auch bisweilen selbst dem Gefühle des Schwindels nahe kommen mochte, während sie doch in ihrer Bewunderung keinen Augenblick sich dem Anblicke des Großartigen und Erhabenen um sie her entziehen wollte.

„Wie grausig schön!“ rief sie mehrmals zu mir zurück.

Einmal versuchte sie sogar, im Sattel sich etwas nach mir umzudrehen, und sie sagte dabei:

„Sieh den Adler dort oben über uns! Wie er auf den ausgebreiteten Flügeln ruht und langsam seine Kreise zieht!“

„Und dort unten,“ entgegnete ich, „die Häuser von Leuk wie kleine Muscheln im Grase!“

In diesem Augenblicke erhob sich dicht vor dem Pferde Ella's eine Gestalt, die am oder vielmehr auf dem Wege gesessen haben mußte, und trat rasch an sie heran.

Das Pferd stutzte, richtete den Kopf empor,

schnaubte durch die Nüstern und drängte zur Seite nach dem Abgrunde hin.

Ella erschrak. Ich sah, daß sie den Steigbügel verlor und die Zügel fallen ließ.

Ich hatte sofort — Valter erkannt.

„Halten Sie den Menschen zurück! Rasch!" rief ich meinem Führer hastig zu, während der Führer Ella's den Kopf ihres Pferdes faßte, das scheu werden zu wollen schien.

Ich selbst versuchte zugleich, von meinem Pferde abzusteigen, aber es war an der ganz besonders schmalen Stelle des Weges nicht schnell auszuführen.

„Warum verfolgt Ihr mich?" rief Valter aufgeregt. „Eure Liebe ist gestohlen. Euer Glück ist verflucht!"

Mein Führer faßte den Wahnsinnigen, der sich auf's äußerste wehrte.

Da — Graus und Entsetzen! Noch zittern alle meine Glieder jetzt, da ich es zu schreiben versuche — da wankte Ella im Sattel.

Ich sprang sofort, was auch geschehen mochte, keine Gefahr achtend, von dem Pferde, um zu Ella zu eilen und sie zu halten, aber als ich eben mit dem Fuße den Boden berührte, hörte ich einen Schrei, einen gräßlichen Schrei, einen

Schrei, den ich nie vergessen werde, so lange ich lebe, der mir in den Ohren gällt Tag und Nacht, und mich mit Grausen erfüllt... Ich blickte auf und — nein! nein! ich kann es nicht schildern — ich sah Ella, die Geliebte, sinken, ich sah, wie sie das Gleichgewicht verlor, wie sie — hinabstürzte in die furchtbare Tiefe, rettungslos! Dann hörte ich, wie ihr Körper dumpf knirschend auf dem harten, zackigen Gestein unten aufschlug. O, mein Gott! Mein Gott!

Wäre ich ihr nachgesprungen, um auch im Tode noch mit ihr vereinigt zu sein! Aber starr stand ich da, wie gelähmt durch den Anblick des Entsetzlichen. Ich sah nichts mehr, denn dunkle Nacht legte sich vor meine Augen. Ich dachte nichts als daß ich die, welche ich so sehr geliebt, verloren, durch einen grausenhaften Tod verloren hatte!

Die Führer starrten hinab in die Tiefe, dahin, wo die blühende Frau todt und zerschmettert lag. Sie wußten nicht, was sie sagen, was sie thun sollten.

Die Pferde waren ruhig stehen geblieben.

Nach einiger Zeit kam ich zu mir. Das Dunkel wich allmälig von meinen Augen, aber Thränen des Schmerzes fanden sie noch nicht.

Ich sah mich um und bemerkte, daß Valter, der all' das Ungeheure veranlaßt hatte, ruhig weiter ging, als sei nichts geschehen.

Da, als ich erkannte, daß der Wahnsinnige, der Mörder, zu entrinnen versuchte, erhob sich aus dem Meere gräßlicher Empfindungen, die in mir wühlten und stürmten, mächtig der Zorn gegen ihn, der mir mein höchstes Gut genommen.

„Haltet ihn! Haltet den Mörder!" rief ich den Leuten zu, und meine zornbebende Stimme weckte sie aus ihrer dumpfen Starrheit. Sie erkannten und übersahen nun wohl auch ihre eigene schwere Verantwortlichkeit, und beide eilten dem Wahnsinnigen nach, faßten und hielten ihn und nach kurzem Widerstande war er von den beiden starken Männen überwältigt und gebunden.

Da von oben her, wo das Unglück geschehen, an ein Hinuntersteigen zu der Stelle, an welcher die Zerschmetterte lag, gar nicht zu denken war, mußte in anderer Weise versucht werden, zu ihr zu kommen.

Ich befahl den Führern, den Gefangenen hinunterzubringen nach Leuck, und eilte dahin voraus, so schnell als es mir möglich war, wie mir auch die Kniee zitterten, um von dem Geschehenen Anzeige zu machen und Leute aufzubieten, die im

Stande wären, den theuren Leichnam herbei zu bringen.

Wie ich hinunter gekommen bin, weiß ich nicht. Die Verzweiflung gab mir ungewöhnliche Kräfte. Die Leute, die ich unten nach dem Ortsvorsteher fragte, stierten mich staunend und mitleidig an, denn sie erriethen wohl an meinem Aussehen, daß etwas Ungewöhnliches, etwas Furchtbares geschehen sei. Es begleiteten mich sogar einige Theilnehmende zu dem Manne, den ich suchte. Wir gelangten bald zu ihm. Ich erzählte mit so wenig Worten als möglich von dem Unglücke und von dem Wahnsinnigen, dem Mörder, und ich bat, ich forderte, daß sofort Männer aufgeboten würden, die es wagten und verständen, die Unglücksstätte zu erreichen.

Es währte in der That nicht lange — für mich jedoch eine Ewigkeit — so waren fünf Männer gefunden, entschlossene, kühne Berggänger, erfahrene und erprobte Gemsenjäger, die sich bereit erklärten, Alles zu thun, was nur immer zu thun möglich sei.

Ich war fest entschlossen, sie unter allen Umständen zu begleiten, und ich würde es sicherlich gethan haben, selbst wenn ich gewußt hätte, daß ich dabei dem sichern Tode entgegengehe.

Bald brachen wir auf mit Leitern, mit Seilen und Stricken, mit Aexten, Bergstöcken und allem sonst Nöthigen versehen. Mehrere Männer aus Leuk begleiteten uns, um im Nothfalle mit ihrer Hülfe bereit zu sein. Und wir brauchten sie allerdings. Ich will und kann die nicht nur sehr beschwerlichen, sondern auch ungewöhnlich gefahrvollen Versuche nicht beschreiben, die wir machten, um zu der unseligen Stätte zu gelangen. Zuerst mußten wir uns an Seilen an einer Stelle des Weges hinunter lassen an einen Punkt der Schlucht, von dem aus vielleicht auf Geröll und allerlei Steintrümmern hinaufzuklimmen war dahin, wo die Todte lag. Es gelang nach unsäglichen Mühen und Anstrengungen. Wir kamen bis zu dem zerschmetterten Leichname Ella's. Was ich bei diesem Anblicke empfand, vermag meine Feder nicht zu beschreiben, ja vollständig vorstellen kann es sich Niemand, selbst der nicht, welcher eine Geliebte plötzlich durch den Tod verloren hat; er verlor sie ja doch nicht in so grauenhafter Weise, nicht unter so ganz eigenthümlichen Umständen! Ich kann nur sagen, daß ich, noch immer ohne Thränen, wie heiß mir auch die Augen brannten, und ob auch das Blut in dem Herzen still stehen und es zersprengen zu

wollen schien, verzweiflungsvoll vor ihr auf die Kniee sank. Dann barg ich mein Gesicht in ihrem Schooß und bat sie bald still bei mir, bald laut um Verzeihung, daß — ich sie zum Tode geführt, weil ich sie zu der Reise überhaupt und dann insbesondere zu dem gefahrvollen Uebergange veranlaßt hatte. Ich küßte ihre bereits erkaltete Hand, ich küßte den blutigen, sonst so lieblichen Mund, der mich so oft und, ach! so liebevoll angelächelt hatte!

Die Männer, die hülfreich mit mir gekommen waren, ehrten meinen Schmerz und ließen mir Zeit, ihn ausströmen zu lassen. Sie hielten sich still bei Seite und sahen mitleidig auf die, welche der Tod in so entsetzlicher Weise aus dem Leben und dem Glück hinweggenommen, und auf mich, den Tieftrauernden. Da lag sie, starr und blutig, der blühende Körper entstellt, der aus so bedeutender Höhe auf harte, zackige Felsenstücke gestürzt war, der Kopf zerschmettert, bis zur Unkenntlichkeit entstellt, Gehirn und Blut umhergespritzt! O, mein Gott, warum ein solcher Tod!?

Einer der Männer legte endlich die Hand auf meine Achsel und zog mich sanft von der geliebten Todten empor und hinweg.

„Wir haben nicht länger Zeit!" sagte er.

„Wenn wir noch bei Tageslichte mit der Leiche hinunterkommen wollen, ohne selbst zu verunglücken, dürfen wir nicht länger zögern.“

Der Stärkste von den Männern hob die schlanke, zarte Gestalt Ella's auf und nahm sie auf den Arm, nachdem ich selbst — ich selbst — ihren Kopf mit einem weißen Taschentuche umwunden hatte, um das, was noch davon vorhanden war, fest zusammen zu halten. Dann schlangen wir ein Seil um den Leichenträger, das die anderen faßten, damit er mit seiner blutigen Last bei dem gefährlichen Hinabsteigen nicht falle. Ich, der unglückselige Leidtragende, folgte fast bewußtlos, und ich wankte im Gehen so oft und stark, daß man auf dem traurigen Gange bald Halt machen und mich auch an ein Seil binden mußte, denn man fürchtete wohl mit Grund, daß ich allein und ohne solche Stütze nicht wohlbehalten hinwegkommen werde.

Doch ich will nichts weiter hinzusetzen, es sei genug, daß wir Leuk erreichten, als es zu dunkeln begann. Sämmtliche Bewohner des Ortes und alle Badegäste erwarteten den traurigen Zug, und es sprach sich die allgemeinste Theilnahme aus. Man nahm mir mitleidig die Besorgung alles dessen ab, was nun zu thun war und ich

ließ es dankend geschehen, denn ich war durch Seelenschmerz und körperliche Anstrengung so erschöpft, daß mich nur die Verzweiflung bisher aufrecht erhalten hatte, jetzt aber ich dem Bedürfniß nach wenigstens einiger Ruhe nicht mehr widerstehen konnte. Ich zog mich in das Zimmer des Gasthauses zurück, das man für mich bestellt hatte.

Aber konnte ich auf — Ruhe hoffen?

Es kam die Nacht, die grauenhafte, das fürchterliche — Alleinsein nach solcher Trennung!

Noch konnte ich kaum fassen, was geschehen war, kaum glauben, was ich schaudernd mit den eigenen Augen gesehen hatte.

Lange saß ich dumpf brütend da, ohne daß sich ein Gedanke klar und deutlich aus dem entsetzlichen Durcheinanderwogen der Gefühle herausheben konnte.

Dann stellte ich mir zunächst den erlittenen Verlust in seiner ganzen Größe vor. Ich dachte an alle Vorzüge der geliebten Verlorenen, an die Liebe, durch die sie mich beglückt, an alle die seligen Stunden, die sie mir bereitet hatte. Alles, Alles dahin!

Und nun — endlich! — brachen auch die Quellen der ersehnten Thränen auf, und ich weinte,

ich weinte, ich weinte lange in tiefem, tiefem Schmerze.

Erleichterung brachten mir auch die Thränen nicht.

Ich machte mir Vorwürfe, daß ich Ella zu der Reise verleitet hatte, ich schrieb mir die Schuld an ihrem Tode zu; der traurige Ausgang der Reise erschien mir als Strafe, der Verlust der Geliebten als Buße für das Glück, das ich mit ihr genossen, auf das ich aber kein wirkliches Recht gehabt.

Zum ersten Male fragte ich mich, ob ich Ella, die Gattin eines Andern, habe lieben, um ihre Liebe werben, diese ihre Liebe annehmen dürfen. Ich fand auf diese Frage kein entscheidendes Ja, aber auch kein bestimmtes Nein. Hatten wir doch im Stillen immerdar die Hoffnung auf unsere Vereinigung für das Leben gehegt, wenn auch noch keinen Plan gefaßt, wie diese Vereinigung zu bewirken sein könne. Und fragt denn überhaupt die Liebe, ob sie sein darf?

Aber ach, wie sollte ich dem Gatten die Anzeige machen, daß er die Gattin verloren? Hatte ich ihm die Frau nicht gewissermaßen entführt? Er wußte gar nicht, daß sie so weit fortgereist sei.

Mir hatte sie wohl mitgetheilt, welchen kleinen Ausflug, welchen Besuch sie vorgeschützt hatte, um mit mir zusammenzutreffen. Sollte, konnte ich ihm die Wahrheit, die ganze Wahrheit sagen? Oder war es besser, sie ihm zu verschweigen? Sollte, konnte ich ihm schreiben als — zufälliger Zeuge des Unglücks? Mußte sein Schmerz nicht schon groß genug sein darüber, daß er die Gattin so plötzlich verloren, sollte er auch zugleich erfahren, daß er vorher schon ihre Liebe verloren, daß sie aus Liebe zu einem Andern die Reise unternommen?

Eine lange Zeit über bedachte ich dies nach allen Seiten hin, und ich konnte zu keinem Entschlusse kommen. Ein Entschluß aber mußte gefaßt, bald gefaßt werden.

Es wurde mir nicht möglich, Ella im Tode die Liebe ihres Gatten zu entziehen; das geschah aber ganz sicherlich, wenn ich die Wahrheit sagte.

Eine Lüge also? Zu dem, was ich gethan, die Lüge fügen?

O, wie oft fiel mir die Mahnung des alten Mannes in Spiez ein: Halten Sie Ihr Glück rein von jeder Schuld!

Ich stand auf und setzte mich wieder, ich ging

im Zimmer umher, ich sah aus dem Fenster hinaus nach dem sommerklaren Nachthimmel.

Mußte denn aber der Entschluß, den ich nicht finden konnte, gleich jetzt, in der Nacht, gefaßt werden? Durfte ich mir *keinen* Schlaf gönnen, keine Stärkung in demselben suchen? Die Glieder schmerzten mich vor Mattigkeit. Vielleicht brachte der Morgen, der andere Tag bessere Gedanken und guten Rath.

Ich legte mich in der That nieder, aber das Seelenleid war größer und heftiger, als der Körperschmerz, und so fand ich keine Ruhe, keine!

Da lag ich, dachte, — wie so unsagbar glücklich ich mit der gewesen, die nun verloren war, und verwünschte den wahnsinnigen Valter, der uns um unser Glück beneidet und durch seinen Neid das Schreckliche herbeigeführt hatte.

Endlich schwammen und flossen die gehetzten Gedanken wirr durch einander, daß kein einziger mehr festhielt und ich allmälig in eine Art Schlummer sank. Aber sobald der Schlaf mich in seine besänftigenden Arme nehmen wollte, stellte sich auch sofort der Traum ein. Ich sah uns wiederum auf dem gefährlichen Wege, an dem grausigen Abgrunde hin, reiten, sah Valter's gräuliche Gestalt herantreten, hörte wiederum den gräßlichen Schrei

Ella's, sah sie stürzen, in die Tiefe hinabstürzen, und fuhr entsetzt aus dem unerquicklichen Halbschlummer auf.

Die Nacht ist furchtbar für Alle, die Sorgen und Schuld tragen. Jedes Leid, jeder Kummer, jede Sorge dehnt sich in ihr zu unübersehbarer Unermeßlichkeit aus, jede Schuld, jede Angst wächst zu unerträglicher Pein, und die Reue nagt gieriger und schmerzlicher als je. Das sind die Nachtgespenster, das sind die Furien, welche die armen Sterblichen mitleidlos jagen und peitschen mit ihren Schlangen.

Von neuem zogen nun, da ich wieder wach, ganz wach war, die früheren quälenden Gedanken ihre endlosen Wirbel um mich, wie Fluthen um einen Ertrinkenden, und wie ein Gespenst erhob sich beängstigend die Frage vor mir, wie ich, der Schuldige, dem Gatten anzeige, daß die Gattin hier, auf der Gemmi, verunglückt, den Tod gefunden habe. Er hatte sie geliebt, ich wußte es, und für sein treues Weib gehalten; durfte ich ihm nun, da sie todt war, diesen Glauben nehmen, durfte ich ihm so schreiben, daß er an ihrer Treue zweifeln konnte? Wie, wenn ich sie hier in Leuk begraben ließ, ihm gar nicht schrieb, und den Behörden des Ortes es überließ, ihm von dem Geschehenen Nachricht zu geben?

Nein! das konnte ich nicht, das wäre zu große Schwäche, das wäre Feigheit gewesen.

Da tauchte in mir der entgegengesetzte Gedanke auf, der Gedanke, Ella's Leiche in einen festverschlossenen doppelten Sarg legen und diesen fortbringen zu lassen bis nach Sitten auf die Eisenbahn, dann selbst ihn zu begleiten auf der Fahrt nach der Heimath, ihn dem Gatten zu übergeben und dem Zufall die Erklärung zu überlassen, wie sie — in der Schweiz den Tod gefunden.

Dieses qualvolle Denken und Bedenken viele Stunden lang, verbunden mit dem herzzerreißenden Schmerz über den Verlust und mit der immer zunehmenden körperlichen Ermattung, erschöpfte endlich meine Kräfte ganz und gar und gegen den Morgen sank ich in Schlaf, in einen Schlaf, aus dem mich selbst die fürchterlichsten Träume nicht zu erwecken vermochten.

Als ich wieder erwachte, schien die Sonne bereits in mein Zimmer. Ich stand auf, nicht beruhigt, aber doch ruhiger. Das Gepäck Ella's, wie das meinige, das die Pferde getragen hatten, wurde mir gebracht, und da ich auf unserer Reise immer alle Schlüssel bei mir getragen hatte, war es mir zunächst Bedürfniß, den kleinen Koffer Ella's zu öffnen. Darin fand ich ein kleines Packet

in Papier, das mit einem blauen Bändchen zierlich zusammengebunden war. Es enthielt — ich sah es mit Freude, mit doppelter Freude — alle meine Briefe, die ich an die Geliebte geschrieben. Sie hatte dieselben, aus Vorsicht wohl zunächst, mit sich genommen. Das gereichte mir zu großer Beruhigung; sie konnten ja nun dem Gatten nicht in die Hände fallen, nicht Zeugniß ablegen von dem Verhältniß, in dem wir zu einander gestanden, nicht verrathen, daß wir lange an dem Plane der Reise gebaut hatten, die so traurig geendet.

Im Besitz dieser Briefe fühlte ich mich um vieles sicherer als vorher, und bald wurde ich mit mir einig, wie ich dem Gatten Ella's plötzlichen Tod melden wollte. Es gab ja keine Zeugen mehr, die mir in dem, was ich sagte, widersprechen und mich Lügen strafen konnten.

Valter?! Mußten und würden nicht seine Aussagen Alles offenbaren? Mußten und würden diese nicht dem Gatten der — Gemordeten durch das Gericht mitgetheilt werden? Aber er war ja unbestreitbar wahnsinnig; man behandelte ihn sicherlich als solchen, und wer würde etwas auf Aussagen eines Wahnsinnigen geben?

Während ich alle Anstalten zur Beerdigung Ella's traf, wurde Valter's Zustand gerichtsärzt-

lich untersucht. Von einem Verhör konnte bei ihm keine Rede sein, denn man erkannte sofort seine Unzurechnungsfähigkeit, da er sogar in Tobsucht verfiel, weil man ihn, in der freien Schweiz, mit Gewalt verhinderte, wie er sich mit großer Heftigkeit beklagte, das einzige Mittel aufzusuchen, das seinem Unglück nach langem Harren und Hoffen ein Ende machen solle.

Ich meinerseits schrieb sodann an den Herrn geheimen Regierungsrath von Mildau, den Gatten Ella's, und meldete ihm, so schonend als es mir möglich war, das Unglück, das ihn so unerwartet und in so weiter Ferne getroffen. Ich nannte natürlich meinen Namen und Wohnort in der Heimath, sendete ihm den Koffer Ella's mit ihren Reisehabseligkeiten, und behielt für mich zum Andenken nur ein sehr weiches seidenes Tuch, das sie bisweilen um den Hals geschlungen hatte, z. B. in der Gletschergrotte im Grindelwald.

Dann wurde die Leiche mit großer Feierlichkeit beerdigt. Als man die geliebte Todte in die Erde bettete, war es mir, als würde mir die Wurzel meines Lebens ausgerissen.

Am andern Tage, ehe ich abreiste, ging ich noch einmal auf den kleinen stillen Friedhof, der nun für immer das Liebste barg, das ich auf Er-

den besessen; noch einmal kniete ich weinend an dem frischen Grabhügel, noch einmal dankte ich ihr, die unter demselben den ewigen Schlaf schlief, für die Liebe, mit der sie mich beglückt hatte und kaum vermochte ich, mich von der Stätte zu trennen. Ich dachte auch an das traurige Geschick, das mir alle die entriß, die mich geliebt, den heitern Vater, die sanfte Mutter, Martha und — Ella. Ich sagte mir:

Mein Herz ist ein Friedhof
Mit Gräbern gar viel,
Drinn ruhen beisammen
All', die mich geliebt.

Viertes Kapitel.

In manchen Menschen entzündet sich die Leidenschaft nur sehr langsam und wie widerstrebend, wie manche Stoffe schwer in Brand zu setzen oder zum Schmelzen zu bringen sind. Ist in ihnen aber die Leidenschaft einmal zu einer gewissen Gluth gediehen, dann greift sie auch mit immer rascher steigenden Gewalt, immer unwiderstehlicher und zerstörender um sich, so daß endlich der Verstand mit allen seinen Mitteln nichts gegen sie auszurichten vermag.

Zu solchen schwer entzündlichen Naturen gehörte der Baron von Samhain. Er hatte sich, wie wir von ihm selbst gehört, lange mit aller Macht gegen den Zauber gewehrt, den Sophie von Weilen auf ihn ausübte. In seinem stolzen Glauben an seine Selbstbeherrschung, in seinem Vertrauen, daß er immer werde widerstehen kön-

nen, begab er sich immer und immer wieder in die Nähe der ihm so gefährlichen schönen Frau und forderte dadurch die Gefahr heraus.

Sophie ihrerseits, die recht wohl ahnte, was in Samhain vorging und deutlich erkannte, deshalb sicher erwartete, daß er trotz seinem Sträuben endlich doch nicht werde widerstehen können, umstrickte ihn mehr und mehr mit ihrem Liebreize. Auch wurde derselbe in der That für ihn täglich um so verlockender und verführerischer, als er bei seiner Frau und in seiner Häuslichkeit nichts von dem fand, was ihm bei Sophien so anziehend erschien.

Seine Frau, die Tochter eines wohlhabenden Amtsraths, d. h. Domainenpachters, war durchaus nicht ungebildet, auch nichts weniger als häßlich, aber es ging ihr der Sinn und das Verständniß für das vollständig ab, was den Mann hauptsächlich an das Haus fesselt und dasselbe für ihn zum liebsten Aufenthalt macht. Sie gehörte zu den sonst höchst achtbaren Frauen, die ihre Aufgabe ausschließlich durch Wirthschaftlichkeit und Ordnungsliebe zu erfüllen wähnen und es deshalb nicht verstehen, dem Manne alles Unangenehme aus dem Wege zu räumen, zu der Ordnung und Reinlichkeit das Zierliche und Schöne

zu bringen, ihr Verhalten gegen ihn stets nach seiner Stimmung zu richten, und ihm dadurch den Aufenthalt im Hause so behaglich zu machen, wie es eben nur eine Frau vermag. Es gehört zu dieser scheinbar schweren Aufgabe außer dem guten Willen — und dieser ist gewiß bei jeder Frau vorauszusetzen — weiter nichts als eine sehr genaue Kenntniß des Charakters und der Eigenthümlichkeiten des Mannes. Diese Kenntniß muß sich die Frau verschaffen, wenn sie selbst glücklich mit ihm leben und ihn glücklich machen will. Hat sie diese Kenntniß erlangt, so genügt ihr, bei nur einiger Klugheit, ein Blick in das Gesicht des eintretenden Mannes, um den rechten Ton der Stimme schon bei der Begrüßung zu finden, denn ein Ton, der mit der Stimmung, welche der Mann mit sich bringt, in greller Dissonanz steht, hat schon oft Veranlassung zu unheilbaren Zerwürfnissen gegeben.

Alles dieses fehlte Samhain's Frau, wie es leider sehr vielen Frauen fehlt. Trotzdem hielt sie sich für ein wahres Muster einer Hausfrau. Es herrschte in der Wohnung eine fast pedantische Ordnung und Reinlichkeit, und diese zu erhalten, war ihr allmälig zu einer Art Leidenschaft geworden. Sie scheute sich auch nicht, selbst mit Hand

anzulegen. Auch würde sie es für eine unverzeihliche Verletzung ihrer Pflichten und Obliegenheiten als gute Hausfrau gehalten haben, wenn sie täglich nicht eine längere Zeit in der Küche zugebracht und bei der Zubereitung der Speisen nicht selbst mit Hand angelegt hätte. Daß ihre Hände in Folge davon roth, rauh und hart wurden, sah sie für ein kleines unvermeidliches Uebel an.

Im Anfang seiner Ehe hatte Samhain sich viel Mühe gegeben, seine junge Frau von solchem Thun abzuhalten. Er hatte ihr vorgestellt, daß sie sich dadurch selbst zu seiner Wirthschafterin herabwürdige und ihr auseinandergesetzt, anfänglich in großer Freundlichkeit, daß eine Frau eben nicht blos Hausfrau, sondern auch Gattin sei, folglich noch ganz andere und höhere Pflichten gegen ihren Mann habe, als sein Haus in Ordnung zu halten und schmackhafte Speisen auf den Tisch zu bringen. Da aber alle seine Vorstellungen, seine Bitten und selbst sein Schelten nichts zu ändern vermochten, und die Frau unveränderlich blieb, wie sie gewesen war, so fügte er sich endlich mißmuthig in sein Schicksal, ließ sie schalten und walten und suchte Zerstreuung, so wie angenehme und anregende Unterhaltung außerhalb des Hauses, das die Frau

ihm nicht zu dem zu machen verstand, was es für jeden Mann sein soll und sein kann.

Es begreift sich nun wohl, daß die geistreiche, elegante und heitere Sophie von Weilen ihm in Vergleich mit der eigenen Frau als das Ideal einer Lebensgefährtin erschien. Freilich ist es immer schlimm und oft sehr gefährlich, wenn ein Mann gezwungen wird, solche Vergleiche anzustellen, höchst traurig aber, wenn bei dergleichen Vergleichungen die eigene Frau zurücktreten muß.

Wenn die Frau durch ihr überwirthschaftliches Wesen Samhain dem Hause entfremdete, während die Generalin ihm dagegen mehr und mehr als Ideal erschien, und als solches ihn natürlich mächtig anzog, vollendete die Erstere den Zwiespalt in der Ehe durch ihre Eifersucht, als sie erfuhr, wo ihr Mann seine Unterhaltung am liebsten suche.

Als sie an einem Nachmittage, wie nur zu oft, auch das Arbeitszimmer ihres Mannes aufzuräumen für nöthig fand, fiel ihr unter den Papieren auf dem Schreibtische ein Briefchen in die Hände. Mit dem nie irrenden Blick der Eifersucht errieth sie sofort, daß dieses Briefchen von einer Dame sei. Sie schlug es hastig mit zitternden Händen auseinander und mit Entsetzen las sie die wenigen Zeilen, die es enthielt:

„Lieber Baron!

„Habe ich das Vergnügen, Sie heute zu sehen?"

Daß keine Unterschrift die Verfasserin nannte, reizte sie fast mehr noch als der Inhalt, denn das Fehlen des Namens erschien ihr nicht nur als ein Beweis, daß viele Briefe vorausgegangen und die Handschrift ganz bekannt gemacht haben müßten, sondern auch als unwiderlegliches Zeugniß für die Absicht, das Verhältniß geheim zu halten, welches der Ton des Briefes andeutete.

Sie hatte ein paar recht trübe Stunden.

Samhain war gegen Abend kaum nach Hause gekommen und hatte sein Zimmer betreten, so fielen ihm auch die Spuren der Thätigkeit seiner Frau in demselben in die Augen. Er seufzte und wurde verstimmt, aber er sagte nichts, um nicht von neuem eine Streitfrage anzuregen, die nun einmal nicht nach seinem Wunsche gelöst werden zu können schien. Er machte es sich bequem und suchte sodann ein Actenstück auf seinem Schreibtische. Er fand es nicht sogleich und wurde ärgerlich. Während er weiter suchte, trat seine Frau in das Zimmer. Er hörte sie eintreten, wendete sich aber nicht um nach ihr. Sie begrüßte ihn nicht wie gewöhnlich.

„Liebe Julie," sagte endlich Samhain, der sich

Gewalt anthat, um ganz ruhig zu bleiben, aber doch in einem Tone, in welchem seine Gereiztheit deutlich zu erkennen war, „ich habe Dich so oft und so dringend gebeten, meinen Schreibtisch wenigstens mit Deiner Aufräumungssucht zu verschonen, aber es scheint Dir wirklich nicht möglich zu sein, mir diesen Wunsch zu erfüllen. Du bist heute wieder über ihn gerathen und hast mir alles aus meiner Ordnung gebracht, so daß ich nicht finde was ich brauche."

„Wenn Du vielleicht einen — Brief suchst, so muß ich Dir sagen, daß ihn leider Deine unglückliche Frau gefunden hat," antwortete Julie in einem Tone zwischen Zorn und Thränen.

„Ich suche keinen Brief," entgegnete Samhain kurz.

„Nicht den an den „lieben" Baron?" fragte die Frau weiter, und sie hielt ihm den Brief hin, welchen sie gefunden und an sich genommen hatte. „Welches Weib," setzte sie weinend und heftig hinzu, „welches Weib hat das Recht, Dich „lieber Baron" zu nennen?"

Samhain blickte von der Seite nach dem Briefe, den die Frau ihm vorhielt und versuchte zu lächeln.

„Woher weißt Du, daß der Brief von einer Dame ist?“ fragte er ausweichend.

„So schreibt kein Mann. Versuche nicht, mich auch noch zu täuschen.“

„Hat Dich der Brief gar eifersüchtig gemacht?“ fragte Samhain in ziemlicher Gelassenheit. „Nun, es fehlte allerdings nur noch die Eifersucht, um Deine Liebenswürdigkeit vollständig zu machen.“

„Die Liebenswürdigkeit des Kokettirens und Tändelns fehlt mir allerdings. Aber das ist Dir, mein' ich, nichts Neues an mir. Sie fehlte mir immer.“

„Hättest Du Deiner Sucht des Putzens und Aufräumens nicht nachgegeben, so wäre Dir dieser so — schreckliche Brief nicht in die Hände gefallen. Daß es geschehen, ist eine gerechte Strafe dafür, daß Du meinen Schreibtisch nicht in Ruhe lassen kannst.“

„Spotte nicht! Es ist ein schrecklicher Brief für eine Frau, die ihren Mann lieb hat und ihre Pflicht thut.“

„Aber Julie, sei doch vernünftig! Du ereiferst Dich ja ganz ohne Grund.“

„Ohne Grund? Einen solchen Brief schreibt nur eine Geliebte. Warum steht kein Name darunter? Wer Briefe schreibt, die von Jedermann gelesen

werden können, setzt auch seinen Namen darunter. Nur wer sich scheuen muß, seinen Namen zu nennen, verschweigt ihn. Also ein Rendez-vous!? Und das Weib schämt sich nicht? Du schämst Dich nicht, solche Briefe anzunehmen und heilig auf dem Schreibtische aufzubewahren? Das also ist der Lohn für alle meine Mühen und Sorgen?"

Sie hatte sich, wie Eifersüchtige thun, mehr und mehr in Heftigkeit hineingeredet. Sie schwieg dann eine Zeit lang und schluchzte laut. Aber auch dies währte nicht lange, denn sehr bald fragte sie in einem Tone, welcher ein Versöhnen anbahnen zu sollen schien:

„Sagst Du mir, von wem der Brief ist?"

„Wenn Du ganz ruhig geworden bist," antwortete Samhain.

„Ist es so weit mit Dir gekommen, daß Du Deiner Frau verheimlichen mußt, was Du thust?"

„Julie!"

„Willst Du die gekränkte Unschuld spielen?"

„Ich rede kein Wort mehr, bis Du wieder ruhig bist."

„Lieber Mann," begann die Frau nach einer kleinen Pause von neuem, „ich will Dir verzeihen, wenn Du mir die Wahrheit sagst."

Samhain schwieg.

„Arthur," fuhr sie fort, indem sie dicht vor ihn trat und ihm in das Gesicht sah, „ist es Dir lästig, daß ich Dich lieb habe? Sage mir, von wem der Brief ist."

Samhain antwortete nicht.

„Ich weiß es," sagte die Frau nun im Tone der Entschiedenheit, „ich weiß es, von wem er ist."

„Dann brauchst Du mich ja nicht zu fragen."

„Arthur, ich beschwöre Dich, brich mir das Herz nicht! Sieh, ich will Dir Alles vergeben, sogar den bösen, bösen Brief da, wenn Du mir offen sagst, ob es wahr ist, was man mir erzählt hat."

„Nun?"

„Daß Du das Haus der Generalin von Weilen besuchst."

„Das kann ich Dir wohl sagen. Ich bin, wie manche meiner Bekannten, einige Mal in dem Hause gewesen."

„Was suchst Du bei dem koketten Weibe?" fragte die Frau, welche von neuem gereizt worden zu sein schien.

„Gute Gesellschaft und angenehme Unterhaltung," antwortete Samhain ruhig.

„Die könntest Du an vielen andern Orten

auch finden. Die Frau zieht Dich durch ihre Koketterie an. Der Brief ist von ihr. Gott, wie unglücklich bin ich!" Und sie begann von neuem zu weinen.

„Und wenn der Brief von ihr wäre? Steht etwas Unrechtes darin?"

„Ja!" fiel die Frau rasch ein. „Und wenn er auch kein Wort enthält, das geradezu sündhaft ist, so verräth der ganze Ton ein sündhaftes Verhältniß."

„Ein freundschaftliches, willst Du sagen. Ist das etwas Sündhaftes?"

„Ja!" antwortete die Frau sogleich. „Ein Mann, der eine brave Frau hat, darf mit keiner andern in einem solchen freundschaftlichen Verhältnisse stehen."

„Er darf nicht? Warum darf er nicht?"

„Giebt Dir Dein Herz auf diese Frage keine Antwort?

„Ich bin mir keiner Schuld bewußt."

„Ist es keine Schuld, daß Du mit einer Frau umgehst, ja mit ihr in einem, wie Du sagst, freundschaftlichen Verhältnisse stehst, die alle Männer anzieht?"

„Durch ihre Schönheit, durch ihren Geist und durch ihre Heiterkeit."

„Ihre Schönheit also zieht Dich an!? Du sagst es selbst. Das erklärt mir Alles. Du liebst sie! Darum also tadelst Du Alles, was ich thue. Mich hast Du nicht mehr lieb; Dein Herz zieht Dich zu einer Andern, zu einer Frau, der man so schreckliche Dinge nachsagt."

„Was für schreckliche Dinge?"

„Verschone mich damit, sie Dir zu nennen. Sie sucht nur Männergesellschaft. Das sagt genug."

„Es sind auch Damen in ihrem Hause."

„Wahrscheinlich solche, die ihr gleichen."

„Wie rücksichtslos die Eifersucht aus Dir spricht."

„Ich bin nicht eifersüchtig."

Samhain lächelte.

„Eine eifersüchtige Frau ist die, welche Mißtrauen gegen die Treue ihres Mannes hegt, ohne einen Grund dazu zu haben. Ich habe leider sehr viel Grund zu solchem Mißtrauen, also bin ich nicht eifersüchtig... Lieber Arthur, versprich mir, nicht mehr in das Haus jener Frau zu gehen!"

„Ich habe bisher nichts Unrechtes gethan, werde also auch ferner thun, was ich bisher that."

„An meinem Frieden liegt Dir so wenig?"

„Ich würde sehr schwach sein, wenn ich Dir

in diesem Punkte nachgäbe. Allmälig wirst Du Dich überzeugen, welch Unrecht Du mir gethan hast, und dann hoffentlich auch Deine Eifersucht aufgeben."

„Du hoffst oder verlangst also, däß ich mich daran gewöhne, bei Allem, was zu thun Dir beliebt, geduldig zuzusehen? Irre Dich nicht! Ich gebe nicht das kleinste meiner Rechte auf. Was würdest Du sagen, wenn ich mir den Hof machen ließe, wie Du es bei dieser Generalin thust, oder wenn ich gar in einem solchen „freundschaftlichen" Verhältnisse, wie Du mit ihr, mit irgend einem Manne stände?"

„Wenn es der Fall wäre, würde ich Dir wenigstens nichts Schlimmes zutrauen. Der Fall kann übrigens nicht eintreten, weil Du keine — Zeit zu Dem hast, was Du erwähnst."

„Schon wieder Vorwürfe, wie immer!" sagte Julie, welche das Taschentuch auf die Augen hielt und rasch aus dem Zimmer hinausging.

Von dieser Zeit an besuchte Samhain das Haus der Generalin von Weilen häufiger als sonst, und zwar weil er in der That hoffen zu dürfen

glaubte, seine Frau werde sich allmälig an seinen Verkehr mit derselben gewöhnen und milder darüber urtheilen lernen, vielleicht einigermaßen auch, um sie für ihr Mißtrauen gegen ihn zu strafen, und sie dadurch zu veranlassen, mehr als bisher geschehen war, nach seinen Wünschen und Neigungen im Hause sich zu richten um ihn dadurch von der Generalin von Weilen ab und wiederum mehr an sich zu ziehen. Daß dies ein höchst gewagtes und gefährliches Experiment sei, und daß er durch dasselbe viel mehr verderben als wieder gut machen werde, bedachte er nicht. Solche seltsame Heilungsversuche gelingen äußerst selten, meist verschlimmern sie das, was sie beseitigen sollen und vergiften die einmal entstandene Wunde zur Unheilbarkeit. Die Frauen werden ja zu Allem, was sie thun, durch ihr Herz bestimmt und nur ausnahmsweise durch ihren Verstand. Deshalb wird der in der Regel seinen Zweck verfehlen, welcher bei einer Frau etwas erreichen will, und sich an den Verstand, nicht an das Herz wendet.

Samhain verfiel in diesen Fehler. Während er seine Frau durch sein Verharren in dem, was sie mißbilligte und was sie verletzte, zu strafen, und durch solche Strafe zu bessern, das heißt zur

Billigung seines Verhaltens zu bringen hoffte, vor der Leidenschaft aber, die seine Frau betrübte, sicher zu sein wähnte, entwickelte sich in ihm, und ihm fast unbewußt, das, was er längst schon für Sophie von Weilen empfunden hatte, allmälig wirklich zur Liebe, zur leidenschaftlichsten Liebe.

Sophien entging nichts von allem Dem. Während Samhain der Leidenschaft mehr und mehr verfiel, und durch dieselbe gedrängt wurde, Befriedigung derselben zu suchen, unterließ sie nach und nach alles das, was sie früher gethan hatte, um ihn an sich zu locken. Sie handelte dabei nach dem gar oft als zweckmäßig, ja als fast unfehlbar erprobten Grundsatze, der in dem wirklichen Kriege so gut gilt, wie in dem Kampfe um Liebe, — sie zog sich langsam zurück, um ihn zu um so eifrigerer Verfolgung zu reizen und ihn dadurch, ihrem großen Plane gegen die Männer gemäß, um so sicherer in das Verderben zu stürzen. Sie wußte, zum Theil durch Samhain selbst, daß er von der nur zu wohl begründeten Eifersucht seiner Frau viel zu leiden habe. Das war in ihren Augen allerdings für sie schon ein Triumph, weil ja Samhain durch seine Liebe zu ihr bereits leiden mußte. Als dann seine Leidenschaft den Gipfelpunkt erreicht zu haben schien, und sie des-

halb seiner ganz sicher zu sein glaubte, unternahm sie plötzlich eine Reise in ein modisches Bad, um durch ihre Abwesenheit seine Liebe auf die Probe zu stellen — an deren Erfolge sie nicht im mindesten zweifelte — zugleich aber auch ihm die Schmerzen der Sehnsucht zu bereiten.

Sie hatte ganz richtig gerechnet.

Während ihrer Abwesenheit, welche Samhain in seiner täglich noch wachsenden Leidenschaft kaum zu ertragen vermochte, kam es zwischen ihm und seiner Frau wiederholt zu Auftritten, in welchen sich der Zustand seines Herzens auch dem blödesten Auge vollständig enthüllte. Seine Frau sagte sich endlich in ihrer fast leidenschaftslosen Ruhe, daß der Herzenszustand ihres Mannes eine Art Krankheit sei, die vielleicht durch rechte Behandlung geheilt werden könne.

„Ich will einige Wochen zu meinen Eltern gehen," sagte sie eines Tages zu Samhain, nachdem sie mehrere Tage ruhig Alles bedacht hatte und mit sich zu Rathe gegangen war. „Du hast dann Zeit, ich wage nicht zu sagen — mich zu vermissen, aber vielleicht in Dich zu gehen und einzusehen, daß und wie sehr Du mich gekränkt hast. Dann wirst Du hoffentlich auch wieder — gesund."

„Ja, reise Du!" antwortete Samhain, überrascht zwar, aber fast erfreut, als knüpfe auch er an diese Reise eine Hoffnung, wenn auch eine andere, als seine Frau.

Julie beschäftigte sich in der That sofort eifrig mit den Vorbereitungen zu ihrer Reise. Als sie sich dann von ihrem Manne verabschiedete, als sie die Arme um ihn schlang und der Thränen sich nicht enthalten konnte, sagte sie:

„Gebe Gott, daß Alles, was uns jetzt betrübt, vorüber ist, wenn ich zurückkomme."

Samhain ließ sie, wie schon angedeutet, gern von sich gehen, denn er war von seiner Leidenschaft bereits so ganz verblendet, daß er in der Abreise seiner Frau nichts sah, als — seine Freiheit.

Am dritten Tage darauf schon nahm er Urlaub und reiste auch, aber nicht etwa seiner Frau nach, sondern in das Bad, in welchem er Sophie von Weilen zu finden hoffen durfte.

Als diese Samhain das erste Mal auf der Promenade vor dem Curhause erblickte, begrüßte sie ihn sehr freundlich und heiter; war doch sein Kommen ein glänzender Triumph für sie, ein Beweis für die Macht und Herrschaft der Schönheit, die sie ja überall zur Geltung zu bringen sich vor=

gesetzt hatte. Sie glaubte deshalb auch, ihn für diese seine gänzliche Unterwerfung einigermaßen belohnen zu müssen, im Grunde freilich nur, um ihn später um so tiefer zu demüthigen und um so schmerzlicher zu verwunden. Sie nahm also nach der Begrüßung sofort seinen Arm und ging mit ihm unter der eleganten Menge umher, um vor allen denen, welche auch hier die schöne Frau bewunderten, durch solche Auszeichnung seiner Männereitelkeit zu schmeicheln. Er empfand und würdigte den Werth solcher Gunst vollkommen und glaubte — sehr glücklich zu sein. Die Leidenschaft hat ja stets die Wirkung, daß sie das Auge trübt, daß der Mensch, den sie erfaßt hat, nur das Gegenwärtige sieht und an die Zukunft nicht denkt. Samhain vergaß in seinem Rausche die Zukunft ganz und gar, und vor Allem seine Frau.

Die Frau dagegen dachte um so mehr an ihn, und sie erfuhr auch bald genug, daß er nicht nur nicht still zu Hause in sich gehe, um wieder gesund zu werden, wie sie es gehofft hatte, sondern vielmehr sehr bald nach ihrer Entfernung zu der gereist sei, welche sein Herz von ihr abgewendet. Sie trauerte allerdings darüber, schien aber doch nicht eben sehr überrascht zu sein, als ob sie bereits seit längerer Zeit auf einen solchen Fall sich

vorbereitet habe. Nachdem sie einige Zeit mit sich allein zu Rathe gegangen war, was sie am zweckmäßigsten zu thun habe, schrieb sie, ohne noch ihrem Vater etwas davon zu sagen, um Sambain zu melden, daß sie wisse — wie er aus der Adresse des Briefes ersehe — wo er sich befinde, daß es ihr begreiflicherweise auch bekannt sei, warum er gerade in jenes Bad sich begeben, und daß sie also jede Hoffnung aufgeben müsse, ihn zu ihr, wie sie gehofft, zurückkehren zu sehen. Sie habe ihm schon früher gesagt, daß sie keines ihrer Rechte aufzugeben gedenke, daß sie also durchaus nicht gesonnen sei, sein Herz mit einer Andern zu theilen. Auf der andern Seite wolle sie aber auch seinem Glücke nicht hinderlich sein, werde ihm vielmehr seine Freiheit ganz lassen. Sie werde aus diesem Grunde nicht wieder zu ihm zurückkehren, sondern bei ihren Eltern bleiben. Er möge nur sobald als möglich die Trennung ihrer Ehe einleiten. Sie erlaube ihm sogar, als Grund zur Scheidung anzugeben, daß sie ihn verlassen habe, und sich weigere, zu ihm zurückzukehren.

Wahrscheinlich hatte sie gehofft, durch diesen Brief ihrem Manne die Folgen seines Thuns recht deutlich vor die Augen zu rücken, ihn zur Erkenntniß und zur Umkehr zu bringen.

Sie irrte sich.

Als Samhain ihren Brief erhielt, war es ihm wie einem Gefangenen, dem man die Ketten abnimmt und den Kerker öffnet. Er glaubte ja dem Ziele seiner heißesten Wünsche nahe zu sein. Darum nahm er sich auch vor, Sophie sofort von seiner Erlösung, wie er es nannte, zu benachrichtigen, und in der Freiheit, die ihm in sichere Aussicht gestellt war, rasch das Glück zu ergreifen, welches ihm als das höchste erschien, — die Hand und das Herz der Frau, die er für die liebenswertheste hielt. Er ging auch wirklich sehr bald, und wie im Rausche, zu der Generalin. Sie empfing ihn, wie gewöhnlich, sehr freundlich.

„Gnädige Frau," sagte er, nachdem das Gespräch eine Zeit lang im herkömmlichen Geleise sich bewegt hatte, „heute komme ich als ein ganz anderer wie bisher zu Ihnen, und bitte Sie dringend, mir einige Augenblicke Gehör zu schenken."

„Das klingt ja ganz außerordentlich feierlich und spannend," antwortete Sophie in einem halben, schalkhaften Lächeln, denn sie las es in dem Ausdruck des Gesichtes Samhain's deutlich, wovon er sprechen wollte. Ihr Triumph sollte vollständig werden. Sie nahm deshalb eine recht majestätische Haltung an und setzte in ironisch-ernstem Tone

hinzu: „Sprechen Sie! Ich bin bereit, Sie anzuhören.“

„Scherzen Sie nicht, gnädige Frau,“ entgegnete Samhain, „ich bitte dringend darum, denn was ich sagen will, ist sehr ernst.“

„So scheint es,“ antwortete Sophie in dem früheren Tone.

„Ich habe mich gegen die Macht Ihrer Schönheit und Ihres Liebreizes ....“

„Ah!“ unterbrach ihn Sophie mit gnädigem Kopfnicken, wie dankend.

„Ich habe mich dagegen gesträubt und mit aller Macht gewehrt, Sie wissen es,“ fuhr Samhain fort.

„Ich weiß es,“ antwortete Sophie noch immer in dem angenommenen komischen Ernst, aber bereits zuckte leise um ihren reizenden Mund ein beginnendes Lächeln.

„Es war vergebens,“ sprach Samhain weiter und seine Stimme begann zu beben. „Zu Ihren Füßen,“ und er sank vor der Triumphirenden auf seine Kniee, „zu Ihren Füßen gestehe ich Ihnen, daß ich Sie liebe, daß ich Sie anbete und daß das Leben ohne Ihre Liebe keinen Reiz und keinen Werth mehr für mich hat.“

„Solche Huldigung, namentlich von einem so

ernsten Manne wie Sie, Herr Baron," antwortete Sophie spottend in dem Tone einer Königin, welche Audienz ertheilt, „ist für jede Frau ein angenehmes Opfer. Aber," und sie fiel nun aus der angenommenen Rolle, denn sie lachte laut, „lassen Sie es genug sein."

„Ich beschwöre Sie, hören Sie mich an!" fuhr Samhain in höchster Leidenschaft fort. „Es handelt sich wirklich und wahrhaftig um das Glück meines Lebens, ja um mein Leben selbst."

„Sie spielen Ihre Rolle „wirklich und wahrhaftig" ganz vortrefflich, Herr von Samhain," spottete die Frau. „Aber ich bitte Sie, machen Sie es nicht gar zu tragisch!"

„Gnädige Frau!" bat der Verblendete immer dringender, „ich flehe zu Ihnen, machen Sie Ihrem grausamen Scherz ein Ende und — glauben Sie!"

„Ich glaube ja jetzt schon, was jede Frau gern glaubt," antwortete Sophie lachend. „Aber stehen Sie auf! Es ziemt sich nicht für einen Mann, vor einer Frau zu knieen," setzte sie in einem Tone hinzu, aus dem man den Spott recht deutlich heraushörte.

„Die Schönheit muß der Mann immer verehren," erwiederte Samhain, der noch immer

hoffte. „Und deshalb werde ich knieen vor Ihnen…"

„Bis Sie den Krampf bekommen?" fiel Sophie lachend ein. „Stellen Sie sich vor, welche komische Figur der Herr Baron spielen würde, wenn ich ihn aufheben lassen müßte!"

Samhain stand auf, antwortete aber:

„Kann es einen noch größeren Beweis von der Stärke meiner Leidenschaft für Sie geben, als daß sie sogar Ihren Spott erträgt? Aber üben Sie nun auch Barmherzigkeit und foltern Sie mich nicht länger. Darf ich endlich hoffen?"

„Ich bin nicht so mächtig, Ihnen das Hoffen verbieten zu können," antwortete Sophie.

„Gnädige Frau," begann Samhain von neuem, „ich muß aus Ihrem Verhalten gegen mich schließen, daß Sie in mir einen Ihrer gewöhnlichen Anbeter sehen. Ich bitte Sie aber nicht blos um Ihr Herz, sondern um Ihre Hand und biete Ihnen die meinige. Ich bin frei."

Sophie stand auf.

„Herr Baron," antwortete sie mit einer sehr graziösen, tiefen Verbeugung, „ich bin Ihnen für Ihren Antrag sehr dankbar, aber — Sie kennen ja bereits meine Ansicht von der Ehe, daß sie die Menschen in der Regel unglücklich macht. Vielleicht

haben Sie selbst die Richtigkeit dieser Ansicht — aus Erfahrung kennen gelernt," setzte sie grausam hinzu.

Samhain schwieg eine Zeit lang und biß sich auf die Lippe.

„Sie weisen also meinen Antrag und meine Bitte zurück?" fragte er tiefbewegt.

„Ja, Herr von Samhain, aber mit großem Dank für die Ehre," antwortete sie.

Samhain wurde todtenbleich.

Sophie beobachtete ihn schweigend.

„Dann habe ich Nichts hinzuzusetzen," begann der Baron endlich noch einmal, „als eine Rechtfertigung meiner Kühnheit. Ich glaubte mich mancher Auszeichnung von Ihnen rühmen zu dürfen, und baute Hoffnungen darauf. Ich mißverstand sie wahrscheinlich. Ich nährte in mir das Vertrauen Ihre Liebe gewinnen zu können und durch dieselbe Ihre Hand. So wähnte ich der glücklichste Mann auf Erden zu werden, denn ich bekenne Ihnen jetzt noch offen, daß ich noch nie eine so schöne und liebenswerthe Frau sah als Sie."

„Sehr galant!" antwortete Sophie lächelnd.

„Keine," fuhr Samhain fort, „die in gleichem Maße alle die Eigenschaften besaß, welche ein Mann zu seinem höchsten Glück bei der Frau sich wünschen kann, die er liebt."

„Auch Sie haben schmeicheln gelernt, Herr Baron?“ fragte Sophie.

„Ich schmeichle nicht,“ erwiederte er, „denn ich scheue mich auch nicht, es vor Ihnen auszusprechen, daß Sie bei allen jenen seltenen Eigenschaften einen Fehler besitzen, einen Fehler, der in Mancher Augen für sehr groß gilt, der mich aber nicht abhielt, weil ich überzeugt sein zu dürfen glaubte, daß Sie ihn an der Seite eines Mannes, den Sie lieben, leicht ablegen würden.“

„Sie hatten also bei Ihrem mich so sehr ehrenden Antrage gleichzeitig die gute Absicht, mich zu bessern? Ach, wie doch die Männer so ganz außerordentlich gütig sind!“ antwortete Sophie lächelnd.

„Diese Absicht,“ entgegnete Samhain, „gestehe ich nicht nur unverhohlen ein, ich rechne sie mir sogar zum Verdienst an.“

„Wollen Sie Ihre so wohlmeinenden Besserungsversuche nicht damit beginnen, daß Sie mir meinen so großen Fehler wenigstens nennen?“ fragte Sophie noch immer sehr heiter.

„Ich werde ihn nennen auf die Gefahr hin, Sie zu erzürnen,“ sagte Samhain ernst, fast mit schmerzlicher Trauer. „Sie gehören, wie ich heute wieder aus eigener Erfahrung kennen lernen

mußte, zu den Frauen, die mit den Herzen der Männer spielen und eine grausame Freude daran finden, Hoffnungen zu zerstören, die sie selbst geweckt."

„Die unglücklichen armen Männer!" lachte Sophie.

„Gnädige Frau," entgegnete Samhain sehr matt, „ich stehe an einem entscheidenden Wendepunkte meines Schicksals. Meine Ehe ist zerstört, weil ich Sie liebte und weil Sie mich hoffen ließen. Die Hoffnung, auf die ich Alles baute, hat mich getäuscht, und ich sehe keine Rettung vor mir, keine!"

„Wie schauerlich!" fiel Sophie ein.

„Ich liebte Sie, ich liebe Sie noch mit verzehrender Leidenschaft, zugleich aber so ernst und aufrichtig, daß ich Sie durch meine Liebe retten zu müssen, retten zu können glaubte von dem Abgrunde, an dem Sie stehen."

„Wie ein ächter Ritter, der keine Gefahr scheut, nicht wahr?"

Ueber Samhain's ernste Züge zog ein Ausdruck von Unwillen, aber er kämpfte ihn nieder und antwortete nur:

„Sind Sie wirklich nicht zu bewegen, eine sehr ernste Sache auch ernst zu nehmen?"

„Nun," entgegnete Sophie, indem sie sich wieder setzte, „um Ihnen einen Beweis zu geben, Herr Baron, daß ich keineswegs so grausam bin, wie Sie meinen, will ich einmal recht ernsthaft sein." Sie nahm in der That eine ernste Miene an, aber durch dieselbe hindurch konnte man doch noch immer ein leichtes schalkhaftes Lächeln erkennen. „Nun fahren Sie mit Ihrer so ernsten Sache fort!" setzte sie hinzu.

„Ich spreche aus, was ich lange schon empfunden habe," sagte Samhain. „Bei Ihrer ungewöhnlichen Schönheit, bei Ihrem Mangel an Rücksicht auf die Meinung der Leute, bei Ihrem ganzen Sein und Thun werden Sie, fürchte ich, bald genug bereuen müssen, einen Freund, der Sie schützen konnte und schützen wollte, von sich gewiesen zu haben. Lassen Sie mich es offen aussprechen: ich fürchte, daß Sie sich beleidigenden Zumuthungen aussetzen."

Sophie erröthete leicht, entgegnete aber nichts.

Samhain ließ seinen brennenden Blick lange auf der schönen Frau ruhen, dann begann er, von neuem in höchster Leidenschaft, indem er ihr näher trat und sich zu ihr neigte:

„Sophie ..."

„Herr von Samhain!" unterbrach sie ihn, jetzt

in wirklichem und stolzem Ernst. „Ich gab Ihnen kein Recht zu solcher Anrede. Sie wünschten, daß ich das Ernste ernst nehme. Wohlan! Sie sagen: ich spiele mit den Herzen der Männer, ich komme ihnen entgegen und errege Hoffnungen in ihnen. Wenn Sie damit meinen, ich sei heiter und unbefangen, amüsire mich gern und nähme weniger Rücksichten als prüde Frauen, so haben Sie Recht. Was aber giebt Ihnen, was giebt den Männern überhaupt das Recht, mich anders zu beurtheilen, als ich mich selber gebe und Arges dabei zu denken? Lassen sie Hoffnungen in ihren Herzen entstehen, die nicht in Erfüllung gehen, so tragen sie selbst und allein die Schuld. Warum hüteten sie ihr Herz nicht besser! Ihre getäuschten Hoffnungen sind nur eine Strafe ihrer — Eitelkeit. Lassen sie Liebe in ihrem Herzen aufwachsen ohne Gegenliebe zu finden, so mögen sie sich bedauern und beklagen, über Grausamkeit aber dürfen sie nicht klagen, denn auf Liebe hat Niemand ein Recht. Verlangen sie, daß man sie liebt aus Mitleid mit ihrer Hoffnungslosigkeit, so suchen sie Liebe als — Almosen und setzen dadurch die, welche sie darum ansprechen, sich selbst und die Liebe tief herab.

„Die Herren Männer stellen sich gar oft, als liebten sie eine Dame; sie überschütten sie mit

Aufmerksamkeiten und Schmeicheleien, und wenn sie so thöricht ist, ihren Worten zu glauben und zu meinen, sie werde geliebt, so wenden sie sich lachend von ihr ab. Sie wollten sich eben nur amüsiren. Warum soll einer Dame das versagt sein, was die Herren alle Tage sich erlauben? Warum soll sie sich nicht stellen, als bevorzuge sie einen Herrn vor den andern, warum ihn nicht freundlicher ansehen als die übrigen? Die Herren sind eben so leichtgläubig als die Frauen, auch nicht minder eitel als diese, vielleicht sogar mehr noch. Freilich, wenn eine Frau sich solchen Scherz erlaubt, so nennt man sie kokett, sagt ihr allerlei Böses nach und meint, sie halte nicht auf ihren Ruf oder „sie stehe am Rande des Abgrundes," man haßt sie, nachdem man sich überzeugt hat, daß sie ihr Spiel mit der Eitelkeit der Männer trieb. Ehe sie aber zu dieser Ueberzeugung gelangen, macht keine größeres Glück bei ihnen als eben die, welche man kokett zu nennen pflegt.

„Ich finde in diesem Scheinkampf zwischen Herren und Damen einen ganz besondern Reiz des Lebens, das ohne denselben mir sehr langweilig vorkommen würde. Wer Theil an diesem — Spiel mit dem Herzen nehmen will, muß freilich jeder Zeit die volle Herrschaft über dasselbe

haben. Werden die Leute älter und fangen an, die Ruhe für den höchsten Reiz des Lebens zu halten, dann mögen sie sich meinetwegen mit Kinderziehen, mit Gelderwerben und Ruhmsuchen oder, wenn ihnen auch dies zu anstrengend ist, mit — Beten beschäftigen."

Sie verbeugte sich nach diesen Worten stolz und kalt vor Samhain, der den Wink verstand und sich ohne ein Wort der Entgegnung entfernte.

Ende des zweiten Bandes.

Druck von G. Pätz in Naumburg.

Im Verlage von Hermann Costenoble in Jena und Leipzig erschienen ferner folgende neue Werke:

Lippard, Georg, Die Quäkerstadt und ihre Geheimnisse. Amerikanische Nachtseiten. Fünfte Auflage. 4 Bde. 8. broch. 2 Thlr.

Möllhausen, Balduin, Der Mayordomo. Erzählung aus dem südlichen Kalifornien und Neu-Mexico. Im Anschluß an den „Halbindianer“ und „Flüchtling“. 4 Bde. 8. broch. 5 Thlr.

Möllhausen, Balduin, Palmblätter und Schneeflocken, Erzählungen aus dem fernen Westen. 2 Bde. 8. broch. 2½ Thlr.

Möllhausen, B., Der Halbindianer. Erzählung aus dem westlichen Nord-Amerika. 4 Bde. 8. broch. 5 Thlr. 22½ Ngr.

Möllhausen, Balduin, Der Flüchtling. Erzählung aus Neu-Mexico und dem angrenzenden Indianer-Gebiet. Im Anschluß an den „Halbindianer“. 4 Bde. 8. broch. 5¾ Thlr.

Neumann, H., Jürgen Wullenweber, der kühne Demagoge. Gedicht. 8. broch. 25 Ngr.

Stahl, Arthur, Ein Prinz von Gottes Gnaden. 8. broch. 1¼ Thlr.

Sternberg, A. von, Elisabeth Charlotte, Herzogin von Orleans. Ein biographischer Roman. 3 Bde. 8. broch. 4 Thlr. 27 Ngr.

Sternberg, A. von, Peter Paul Rubens. Biographischer Roman. 8. broch. 1¼ Thlr.

Sternberg, A. von, Künstlerbilder. 3 Bde. 8. broch. 3 Thlr. 15 Ngr.

Sternberg, A. von, Kleine Romane und Erzählungen. 8. 3 Bde. broch. 3½ Thlr.

treffliche englische Uebersetzung bei Longman & Co. in London erschienenen Urtheile folgen unten) einige Auszüge zu gefälliger Notiz Derjenigen, welche das Alpenbuch noch nicht kennen. **Eine französische Uebersetzung im Verlage von H. Georg in Genf wird ebenfalls vorbereitet.**

Urtheile der deutschen Presse in gedrängten Auszügen:

Das Werk soll ein Seitenstück zu Tschudi's Thierleben der Alpenwelt sein und verdient seinen Platz neben diesem Meisterwerke in dem Bücherschrein eines jeden Naturfreundes. Die Schilderungen des Verf. sind außerordentlich lebendig und mit Geschmack und Sachkunde durchgeführt; nur hier und da vielleicht etwas zu schwungvoll, wenigstens für Den, der die zu allen Ueberschwenglichkeiten der Naturbegeisterung hinreißende, unnennbare Pracht der Alpenwelt noch nicht selbst geschaut hat.

Roßmäßler, Aus der Heimath.

„Lebendige und naturgetreue Schilderungen, gleich geeignet, den in die Alpen Reisenden auf die großartigen und eigenthümlichen Erscheinungen in denselben vorzubereiten, wie den Rückkehrenden zur angenehmen Erinnerung an das Gesehene zu dienen, zugleich auch für den, welcher sich die eigene Anschauung der gewaltigen Gebirgsscenerie und des Lebens in derselben versagen muß, die anziehendste Lektüre."

Giebel u. Heintz,
Zeitschrift für die gesammten Naturwissenschaften.

Dieses treffliche Buch enthält sehr anziehende Schilderungen der Alpen und namentlich ihrer Bewohner. Wer die Schweiz und Tyrol kennt, oder wer sie kennen lernen will, dem empfehlen wir, um zum Verständniß seiner Reisegenüsse, also zum doppelten Genusse zu gelangen, Berlepsch' Buch auf das Angelegentlichste. Der Verfasser ist in den Naturwissenschaften, namentlich in der Geologie zu Hause, und weiß uns vortrefflich das Charakteristische der Alpenlandschaften und ihre ästhetischen Wirkungen nach den großen Naturgesetzen zu erklären; er eröffnet uns gleichsam das geologische Verständniß des Erhabenen oder Schönen, den naturhistorischen Sinn der Formen und ihrer Wechsel. **Das Ausland.**

Diezmann, August,

Leichtes Blut Roman von August Diezmann

Bd.: 2

Jena 1869